

Dunkle Tage der Kindheit

... denn die im Dunkel sieht man nicht

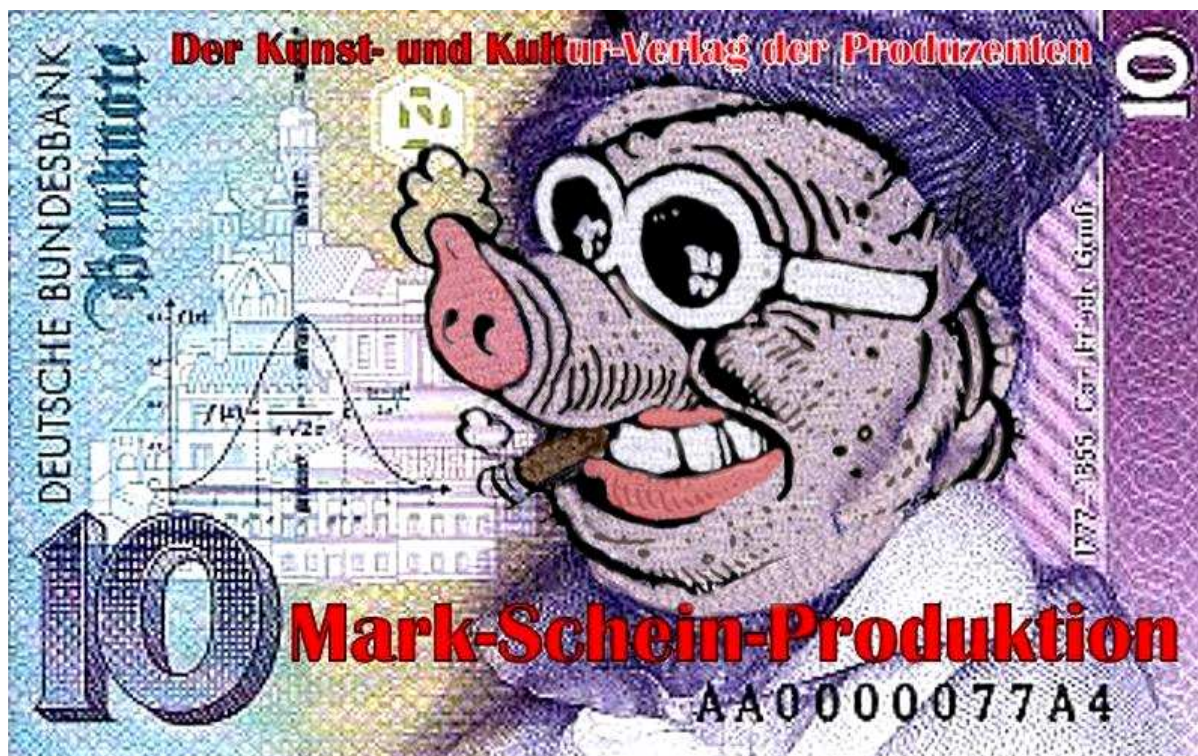


Eine fast autobiografische Erinnerung
Hans B.

Roman

*Für Kellerratte
und die "Negerkinder" -
- unvergessen*





Copyright © und alle weiterführenden Rechte liegen beim Verlag
10-Mark-Schein-Produktion“ Kunst- und Kultur-Verlag der Produzenten
Hans Brakhage - Bülowstr.24 - 40476 Düsseldorf
Web-Adresse: <http://www.brakhage.info> e-mail grauwolfzauberer@gmx.de

Ausdruck, Nachdruck oder Vervielfältigung ist nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags gestattet.

Danksagung

Ich habe mich viele Jahre standhaft geweigert und dagegen gewehrt dieses Buch zu schreiben. Allein schon der Gedanke mich wieder in diesen Dreck zu begeben und diesen Erinnerungen an meine Kindheit auszusetzen, hat mir irrationale Angst bereitet und Übelkeit beschert. Für mich stand fest, das alles liegt weit hinter mir, hat nichts mehr mit meinem Leben zu tun.

Doch heute danke ich allen meinen Freunden und Freundinnen, die mich immer wieder ermutigt haben dieses Thema endlich anzugehen.

Mein erster Dank gilt Elke, die mich gebeten hatte ihr beim Lektorat zu ihrem Buch der eigenen Kindheitsgeschichte zu helfen, was ich sehr gerne und engagiert getan habe.

Ich musste dabei die Erfahrung machen, dass es Menschen gibt, die noch weit Schlimmeres durchgestanden und überlebt haben, als ich selbst und meine Freunde vor 50 Jahren.

Elke hat es nicht geschafft diese Begegnung mit der Kindheit auszuhalten, sie scheiterte und hat diese Erinnerungen wieder tief in sich begraben.

Aber ihr Mut hat mich provoziert mich meiner Geschichte zu stellen, mich gezwungen diesen Schritt zu gehen, dieses Buch zu schreiben.

Vor allen anderen waren es Rene Karsten und Carmen Röding-Karsten, die mich ermutigt, konstruktiv angeregt und mehr als einmal im seelischen Gleichgewicht gehalten haben.

Mein großer Vorteil war, dass ich mir nichts ausdenken, nichts kreativ konstruieren und dann glaubhaft wiedergeben musste, - was bei meiner Krankheit (Narkolepsie) sicherlich sehr viel Zeit gebraucht hätte.

Ich musste mich "nur" erinnern - und stellte mit kaltem Schrecken fest, dass diese Kindheits-erinnerungen ganz dicht unter der Oberfläche nur darauf warteten endlich wieder ausgegraben zu werden. Immer wieder habe ich während des Schreibens das Gefühl gehabt, Kinderstimmen aus der Vergangenheit zu hören, die mich eindringlich aufforderten diese Erinnerungen zuzulassen, - weil sie schon so lange darauf warteten.

Das alles war oft sehr bitter, hat mir Magenschmerzen bereitet und mich viel Kraft gekostet. Die Zusätze aus fremden Erinnerungen anderer Heimkinder, die mir diese Menschen anvertraut haben, sie in die Handlung einzuarbeiten, war dagegen eine Kleinigkeit.

Ich habe in meinem Leben gelernt, dass diese Kunst mit Sprache zu arbeiten auch eine Verpflichtung darstellt, sie - wenn erforderlich - als Waffe gegen Unrecht einzusetzen.

Mein besonderer Dank gilt auch meinen Probelesern, die mir mit konstruktiver Anregung und kritischen Nachfragen, aber auch manchmal mit tröstenden Worten die Kraft gegeben haben, das alles durchzustehen und diese Kindheitserinnerungen in eine adäquate Form zu bringen.

Ich danke daher Monika Gerber, Wolfgang Dorfmann, Agnes Schöner, Susanne Park, Martin Rinke, Anneliese und Adriana Wipperling, Josef Bauer und Udo Schilling für ihr Durchhaltevermögen und ihre zahllosen Anregungen für dieses umfangreiche Werk.

Meine Gedanken gelten auch Alayna, die mit feinsinnigem Gespür und Inspiration meinen Weg kreuzte. Ich wünsche ihr die Kraft sich in absehbarer Zeit auch ihrer Lebensgeschichte zuzuwenden, sie für alle lesbar niederzuschreiben.

Ohne euch alle wäre dieses Buch vielleicht niemals vollendet worden ...

Inhaltsübersicht

Prolog	Seite 5 – 6
1.Kapitel: So begann es	Seite 7 – 14
2.Kapitel: Winterskälte im Eschbachtal	Seite 15 – 28
3.Kapitel: Kellerratte	Seite 29 – 37
4.Kapitel: Neue Freunde – hartes Leben	Seite 38 – 57
5.Kapitel: Im Haus der Tränen	Seite 58 – 79
6.Kapitel: Happy Birthday	Seite 80 – 93
7.Kapitel: Macht und Ohnmacht	Seite 94 – 106
8.Kapitel: Erster Frühling im Eschbachtal	Seite 107 – 125
9.Kapitel: Der Ernst des Lebens	Seite 126 – 139
10.Kapitel: Der Verrat	Seite 140 – 151
11.Kapitel: Rüdiger	Seite 152 – 162
12.Kapitel: Rattenpack	Seite 163 – 201
13.Kapitel: Adlerfeder	Seite 202 – 228
14.Kapitel: Wer sich nicht wehrt ...	Seite 229 – 240
15.Kapitel: Viehdiebe	Seite 241 – 260
16.Kapitel: Der Sommer der wilden Früchte	Seite 261 – 301
17.Kapitel: Verratene Geheimnisse	Seite 303 – 345
18.Kapitel: Raubritter	Seite 346 – 365
19.Kapitel: Merry Christmas	Seite 366 – 398
20.Kapitel: Der Professor	Seite 399 – 411
21.Kapitel: Der Aufstand	Seite 412 – 444
22.Kapitel: Der Plan	Seite 445 – 483
23.Kapitel: Auf dem Kriegspfad	Seite 484 – 513
24.Kapitel: Endkampf	Seite 514 - 527
Epilog	

Prolog

Diese Erzählung ist nicht frei erfunden, sie basiert auf Tatsachen, auf Erlebtem in einer Zeit, als Menschen in diesem Land viel verloren hatten, nicht nur den Krieg mit seinem vorher nie gekanntem Zerstörungspotenzial. Es blieben Sieger und Besiegte und Menschen, die nach verlorenen und dennoch vertrauten Werten suchten, nach etwas, an dem sie sich klammern, und an dem sie sich orientieren konnten. Es waren die Jahre des Verdrängens von Schuld, des Wiederaufbaus, der Restauration, der konservativen Grundwerte in ihrem begrenzten Freiraum, den diese Gesellschaft so dringend gebraucht hätte.

Viele sahen sich als die Verlierer und nicht wenige trauerten den verlorenen Führern und Idealen nach, sahen in den ehemaligen Besatzungsmächten unverändert jene, die ihnen alles genommen hatten, wofür sie lebten, dachten und falsch handelten.

Ein Krieg, ganz gleich, wer ihn gewinnt, hinterlässt vor allem immer eine Großzahl an Verlierern, die sich völlig neu ein Leben aufbauen müssen, falls das überhaupt geht. Es wurde mehr über die verlorene Schlacht und Schande von Stalingrad geredet, von den niedergemetzelten Iwans, von den Häuser- und Kesselschlachten, von der Flucht aus Ostpreußen, als von einer möglichen Zukunft im Frieden. Die Gedanken kreisten noch viel zu sehr um den hoffnungslos verlorenen Besitz in den ehemaligen Ostgebieten und um die Stillung des täglichen Hungers, der Einrichtung in einem bundesdeutschen Staat, den so wirklich keiner wollte und achtete, den man nicht wertschätzte.

Nach den Jahren des Nachkriegschaos und des Hungers, der Schwarzmärkte und Trümmerfrauen und jener, die sich und ihre Angehörigen ohne die im Krieg gefallenen oder internierten Männer irgendwie durchbringen mussten, die verwitwet oder unverheiratet Kinder in diese Welt gebaren, Kinder von Besatzungssoldaten, etablierten sich wieder moralische Werte des Obrigkeitsstaates, der Heuchelei und der Doppelmoral.

Menschen mit anderer Hautfarbe waren das sichtbare Synonym für die Niederlage der weißen Herrenmenschen und blieben Neger, Baumwollpflücker und Sklaven in Hollywoodfilmen, noch immer ganz im Sinn der Nazi-Ideologie vererbt, widerwillig ertragene Halbmenschen. Uneheliche Kinder mit dunkler Hautfarbe waren die totale Schande und der lebende Beleg für ein Einlassen von deutschen „Negerhuren“ mit jenen Siegern aus Amerika, die die weißen Deutschen erst zu den Verlierern gemacht hatten, - eine nationale Schande.

Ursache und Wirkung wurden noch immer leichtfertig verwechselt.

In der Ablehnung und offenen Feindseligkeit den Müttern und den Kindern gegenüber offenbarte sich jene Gedankenwelt der Verlierer, ihr Hass auf die Sieger.

Viel zu viele weiße Herrenmenschen waren schon wieder oder immer noch in den vertrauten Machtpositionen nach dem Ende des 3.Reiches. Sie lenkten wieder das Denken der Menschen in diesem Land.

Es war die Zeit Konrad Adenauers und von Theodor Heuß, aber vor allem von verlogenen und längst überalterten Moralvorstellungen und einer Ethik, die im untergegangenen 3.Reich basierte. Darin war kein Platz für Ehebrecherinnen und uneheliche Kinder und schon gar nicht für jene Bastarde mit fremder Hautfarbe, die vielerorts anzutreffen waren. Es war auch kein Platz für Kinder der Schande, selbst wenn sie helle Haut und blonde Locken trugen.

Viele Kinder landeten weggeworfen auf der Straße, wenn sie überhaupt die zahlreichen „Engelmacherinnen“ überlebten, wurden zum Erziehungspotenzial der staatlichen Fürsorge, landeten abgeschoben in Heimen und Waisenhäusern, die niemand in seiner direkten Nachbarschaft haben wollte. Ebenso wenig wollte man allerdings von diesen Kindern wissen.

Uneheliche Kinder waren totale Verlierer, uneheliche Kinder von den Soldaten der Sieger, und dann womöglich nicht einmal mit weißer Hautfarbe, waren noch viel schlechter angesehen, absolute und totale Verlierer. Für viele gehörten sie nicht in diese Welt, besonders nicht nach Deutschland, nicht unter richtige christliche Menschen.

Aus den Augen – aus dem Sinn.

Und viele dieser Heime boten diesen Kindern nicht einmal so etwas Ähnliches wie ein Zuhause. Erst die große Heimreform in den 70er Jahren brachte eine wirkliche Wende. Aber

es gab zweifellos auch damals schon Kinderheime und Waisenhäuser mit liebevoller Betreuung.

Das Waisenhaus im Eschbachtal gehörte nicht dazu.

Darauf basieren meine Erinnerung und diese Erzählung, in die viele Geschichten aus anderen Heimen eingeflossen sind, von Kindern und erwachsenen Menschen, die sie mir erzählt haben, von denen ich weiß und denen ich jetzt meine Stimme gebe.

Ich habe das schon einmal versucht, aber niemand wollte das hören am Ende der 60er Jahre, denn man wollte sich nicht erinnern, schon gar nicht an jene, die noch mehr verloren hatten als andere, die ganz persönliche Verlierer waren in einer Zeit des Wirtschaftswunders. In dieser Erzählung vermischen sich die Erinnerung des Erwachsenen mit denen des Kindes, das ahnungslos und lebensunerfahren mitten hineinfällt in dieses Leben, wehrlos allen Einflüssen ausgeliefert. So bleiben die ersten Erinnerungen fragmentarisch, bildhaft nebulös wie die Nebel des Eschbachtals, wo diese Erzählung weitgehend spielt.

Der Leser soll ganz bewusst die fragmentarische Sicht eines Kleinkindes erleben, beschränkt auf ganz wenige Bilder und mit der oft unbeholfenen Wahrnehmungsfähigkeit des Kindes in diese Erinnerungen hinein wachsen, sie miterleben, die Ängste, die Trauer und auch die komischen Momente, wenn Kinder sich Parallelwelten in ihrer Fantasie schaffen, sie hinein werfen in die brutale Realität ihres Alltags, um überhaupt überleben zu können, nicht hoffnungslos daran zu zerbrechen.

Denn das ist es, was gerade Kinder hervorragend können, Parallel- und Fantasiewelten und emotionale Strategien schaffen, die ihnen zu überleben helfen, die Teil ihres schwer erträglichen Alltags werden.

Das macht es am Anfang nicht leicht die Zusammenhänge und Bilder zu verstehen, so wenig wie ein ahnungsloses Kind sie versteht, weil ihm die dazu gehörende Erfahrung fehlt.

Ich verlange dem interessierten Leser/-in durchaus viel ab und will das auch nicht beschönigen. Ich fordere ihn heraus sich einzulassen, mache es ihm nicht leicht. Aber ich habe es auch nie jemandem leicht gemacht, am wenigsten mir selbst.

Diese Erzählung ist nicht frei erfunden, sie basiert auf Tatsachen, die so – oder so ähnlich eben passiert sind, die damals schon keiner sehen, wissen und wahrhaben wollte. Vieles davon wurde mühselig vertuscht, statt offen zu fragen: Warum?

Es gab sie, es gab uns, und einige gibt es immer noch.

Lange, viel zu lange habe ich geschwiegen, obwohl ich im Laufe meines Lebens die Kunst erworben habe mit Sprache mitzuteilen, sie auch als Waffe gegen Unrecht zu benutzen.

Das Schweigen hat jetzt endlich ein Ende ...

Gewidmet „Kellerratte“ und den „Negerkindern“ – unvergessen

1. Kapitel - So begann es

Ich wollte nicht, ich mochte nicht und bin dennoch gezogen in jene Tage, die mir aus einem anderen Leben scheinen, das nicht mehr das meine ist, dennoch vertraut und voller Dunkelängste.

Kalt ist es dort, wohin es mich treibt, nur nicht loslassen, die Nabelschnur fest verankert in der Gegenwart, - nur nicht loslassen.

Meine früheste Erinnerung, nebelhaft und metamorph, laut, immer laut und kalt, metallischer Lärm und rhythmisches Schlagen von Eisen auf Eisen, unendlich lange, monoton.

Nebel, Nebel umgibt mein Denken, meine Erinnerung, die Nebel vom Eschbachtal, das Bergische Land, Regenloch und pfeifende Winde und dunkle Waldtäler, murmelnde Bäche, verwunschene Wege, Fachwerkhäuser und Schieferwände, gekauert an die schroffen Hügel, Nebel, der den Blick der Augen begrenzt.

Tiefer will ich – muss ich tauchen, hindurch unter dem Nebel und dem fernen Rauschen der Wasser, in jenen lauten Lärm, der mich begleitete in jenes Leben, das weit hinter mir liegt und doch so greifbar nah ist. Ich muss nur meine Hand ausstrecken und kann es berühren und fühle den Schmerz, der mich zerreißt, der kalt über mein Gesicht fegt. Da ist Schmerz, unsagbar viel Schmerz, der die Haut aufreißt und peitscht und fetzt und stinkt, - direkt hinter dem Nebel, und doch auch helles Sonnenlicht nach bitterer Kälte.

Und wieder ist es laut, laute Stimmen, gesichtslose Gesichter und graue Hände, die mich hochheben, laute Stimmen, die etwas sagen, ohne jede Bedeutung. Menschen, immer mehr Menschen, lachen und reden immer lauter und zeigen mit dem Finger auf mich. Menschen in grüner Kleidung, schmutzig schwarze Menschen, kleine Menschen, große Menschen, mit kalten Händen, Menschen ohne Haare und solche mit vielen Haaren mitten im Gesicht. Sie sind laut und leise, andere noch lauter, schreien und rennen, stehen still und halten eine Hand an den Kopf, ohne jede Bedeutung.

Stille ist ein wunderbares Gefühl, auch Wärme, ringsum Wärme, dann wieder Hände, die an mir zerren, mir vom Leib reißen, was mich wenigstens ein wenig warm hält.

Ich brülle aus Leibeskräften, - doch jetzt ist es nicht kalt.

Menschen lachen, seltsame Menschen, schmutzig dunkel, aber mit warmen Händen, die mich wieder hochheben, die an mir herumfingern, mir ein kaltes, großes Etwas auf den Bauch legen, auf meine Brust, auf meinen Rücken, mich dann endlos lange einwickeln in Tuch um Tuch, ein kuscheliges Fell, eine warme Decke und geben mir Nahrung, Milch aus einer Brust, die keine ist, aber sich genauso warm anfühlt und Sicherheit gibt.

Schlafen, schlafen, Nebel umwabern mich, wie die Nebel des Eschbachtals, totale Erschöpfung, kraftlose Müdigkeit, schweben in Erinnerung, die ich nicht will.

Dann wieder Lärm, Schmerz in meinem Arm, eine gigantisch große Nadel durchsticht meine Haut. Und wieder Menschen um mich her. Einer, schmutziger noch als andere vorher, redet auf mich ein, ohne dass ich irgendetwas verstehe.

Aber es klingt beruhigend, es fühlt sich gut an, wie er mit riesigem schwarzen Finger meine Wange streichelt, und dann Platz macht für einen anderen Menschen, sauber und hell, der mich befreit vom Schmerz und Gestank, mich wäscht und pudert, während ich kraftvoll brüllend auf irgendetwas liege, was sehr hart und kalt ist. Wieder werde ich eingehüllt von weißem Nebel aus Tüchern und noch mehr Tüchern, bis mir wieder ganz warm wird. Menschen stehen um mich herum, Menschen in grüner Kleidung, reden und lachen und machen Platz für noch einen, auch in grüner Kleidung.

Der spricht sehr laut, mit dröhnender Stimme, während alle anderen plötzlich schweigend zur Seite treten. Ein seltsames schwarzes Etwas wackelt im Mundwinkel dieses neuen Menschen, das qualmt und stinkt, wenn er bellend spricht. Die anderen Menschen lachen, sind sauber und schmutzig und etwas schmutzig und ganz hell sauber und beugen sich zu mir, betrachten mich mit diesen riesig großen Augen.

Wieder sagt der Stinkende etwas mit sonorer Stimme und beugt sich zu mir runter, bläst mir grauen Rauch ins Gesicht und bellt laute Worte zu den Umstehenden, die alle gleichzeitig irgendetwas sagen, die Hand an den Kopf legen. Dröhnendes Stampfgeräusch von allen Seiten, Menschen hoch aufgerichtet folgen mit den Augen dem Stinker zur Tür.

Ganz saubere, helle Menschen sprechen nun, mit hellen Stimmen, so wohlklingend wie Musik und alle gehen, die Schmutzigen, die ganz Schmutzigen, die ganz wenig Schmutzigen und auch die hellen Sauberen, die Lachenden und alle in grüner Kleidung. Nur ein paar bleiben, geben mir wieder diese Nahrung aus der falschen, warmen Brust, die wunderbar meinen nagenden Hunger stillt.

Schlafen, schlafen, wieder schlafen, ruhige Zeiten folgen nun.

Nebel wallt um mich, Nebel, aber anders als im Eschbachtal, vermischt mit sanften Farben, Nebel der Erinnerung aus Schlafen und Nahrung, aus Wärme und vielen Gesichtern, die dicht vor mir sich zu mir beugen, mich ansehen, schmutzige Gesichter, saubere Gesichter, warme Hände, schmutzige Hände, große Finger, helle Finger und schwarze Finger. Immer wieder neue Menschen und erste nebelhafte Brocken von Worten.

„... get out ... dont touch ... no ... utschigutschigutschi ... stop it ... silence please ... yes Sir ... aye Sir ... yes Sir ... ready Sir ... yes Sir ...“

So lernte ich sprechen, die Sprache der Menschen um mich herum, immer wiederkehrende Worte, die sich tief eingruben in mein Gedächtnis: „Yes Sir ...“

Die Bedeutung verstand ich nicht wirklich, aber auch nicht von „utschigutschigutschi“, liebte aber den Geschmack von etwas Dunklem, das mir immer wieder schmutzige und saubere Menschen und ganz schmutzige Menschen mit schwarzen Fingern sanft in den Mund schoben, mich daran nuckeln ließen, bis sich die Süße wohlschmeckend in meinem Mund löste.

Ich brüllte wie am Spieß, wenn ich nicht genug davon bekam und wollte immer mehr, und verlor die Angst vor schmutzigen Menschen mit schwarzen Gesichtern und schwarzen Händen, schlief auf ihrem Arm, auch bei den ganz schmutzigen Menschen, so tiefschwarz wie die Nacht.

Und gewöhnte mich an den Geruch, den sie verbreiteten, stechend scharf, bitter ölig und tranig, rauchig und warm und seltsam frisch, wie kühler Wind an heißen Sonnentagen.

Das war ohnehin wunderbar, liegen in einem Korb, voller weißer Tücher, die Sonne schien, konnte aber nicht blenden, da ihr ein buntes Tuch die direkte Sicht auf mich verwehrte, während ganz in der Nähe, laut und metallisch rasselnd und dröhnend, ein riesiger, stinkender Drache vorbeizog. Menschen rannten in großen Gruppen über den Platz, einer von ihnen brüllte etwas laut und alle standen still. Oft kamen auch kleine Drachen, nicht minder stinkend, aber viel leiser, fast schleichend, an meinem Sonnenplatz vorüber.

Pünktlich, noch ehe sich mein Hunger zu melden schaffte, war dann wieder diese falsche Nahrungsbrust zur Stelle, wurde ich dem inzwischen vertrauten Ritual der Befreiung von Gestank und Schmerz zugeführt, wechselten diese wunderbar weichen Tücher, bis mir wieder ganz wohlig war. Da waren diese hellen Menschen, ganz hell, aber auch einige mit schmutzigen Gesichtern und großen Augen und schwarzen Händen, mit hellen Stimmen und solchen wie rollender Donner in schlafarmen Nächten.

Gellend schreiende Silbervögel zogen manchmal an diesem blauweißen Himmel über meinem Sonnenplatz, und sogar ein fliegender Drache dröhnte unglaublich laut ganz in der Nähe vorbei und verschwand hinter einem großen Backsteinbau. Doch wenn mich das ängstigte und ich laut zu brüllen begann vor Schreck, kam sofort diese Frau in Weiß mit den großen Augengläsern und der sanften Stimme, mit dem ganz sauberen Gesicht und den hellen Händen und brachte mich an einen ruhigen Platz.

„Yes Sir ...“, lernte ich schneller als alles andere, nur dieses seltsame Legen der Hand an den Kopf mochte mir nicht gelingen. Es war schwer das nachzumachen.

Nebel wallt in mir, bunter Nebel, nicht aus dem Bergischen Land, aber laut und kreischend, schrill und bunt, Nebel der undeutbaren Erinnerung.

Beständigkeit stellte sich ein, ein riesengroßer, sehr schmutziger Mensch, ein Mann in grüner Kleidung, mit schwarzem Gesicht und Händen, aber mit einer warmen, tiefen Stimme und unerschöpflich viel von dieser Süße, die ich zu lieben gelernt hatte. Er gewann mein Vertrauen, war immer wieder da, wenn ich erwachte, wenn ich schlecht schlief, oder wenn die Sonne schien, draußen auf meinem Sonnenplatz - und auch bei den ersten Versuchen irgendetwas Sinnvolles mit meinen Beinen anzufangen. Krabbeln konnte ich schon gut und schnell. Auch mehr an Worten brachte er mir bei.

„Gut Morning, Sir ... heff a neis Dee ... ollreit, Mam ... Yes, Sir ... senk ju ... plies ... Schokol..t ... hanga ... i mast piss ... Shit ... schat ap ... get out ... Bullshit ...“
Noch immer fiel es schwer, die Worte den Dingen zuzuordnen, aber „Yes, Sir“ war ein Wort, dass immer gut und angebracht schien. Ich hatte sogar ein wenig gelernt die Hand an den Kopf zu legen und der schmutzige, dicke Mann in grüner Kleidung versuchte lachend mein Können darin zu verbessern.

Viel Zeit verbrachte ich mit anderen, mit ganz anderen Menschen, bunt waren sie, sehr bunt und kreischend laut und sprachen seltsam – und waren plötzlich einfach weg. Dafür rasselte etwas hinter mir im Lichtstrahl, statt leise zu summen und ein monoton schabendes Geräusch wiederholte sich minutenlang. Sobald ich laut brüllte, kam irgendwer, machte irgendetwas und die bunten Wesen oder Menschen waren wieder da, kreischten und lachten und brabbelten Unverständliches wie zuvor. Greifen konnte ich sie nicht, sie streichelten auch nicht mit einem Finger mein Gesicht, beugten sich nicht zu mir in meinen großen, warmen Korb, aber ich hatte keine Angst vor ihnen.

Auch der Stinker kam noch ein- zweimal, immer mit diesem rauchenden, schwarzen Etwas im Mund, redete nicht mit mir, sondern mit anderen Männern in dunklen Anzügen, mit und ohne Brille auf der Nase, und schien sehr unzufrieden, - im Gegensatz zu mir, einem wohlgenährten Baby, das mit allem versorgt wurde, was es brauchte.

Aber er ging nie, ohne einen letzten Blick in meinen Korb zu werfen, grinste breitmundig und zwinkerte mir zu. Doch noch während er die Hand nach mir ausstreckte, um mein Gesicht zu berühren, kam bereits diese hell klingende Stimme aus dem Hintergrund: „Please, don’t touch, Sir ...“, die keine Diskussion und Widerspruch duldete.

Dann zog er die Hand sofort zurück, grinste und zwinkerte noch einmal, und tauchte lange nicht mehr in meiner Nähe auf.

Ich lernte sprechen, immer mehr und lernte laufen, immer mehr und vermisste nicht die selten gewordenen Treffen mit den kreischenden, bunten und ungreifbaren, ganz anderen Menschen, die immer das Gleiche machten, in derselben Reihenfolge, was ich aber noch immer sehr lustig fand. Lieber lief ich mit den Männern in der grünen Kleidung über diesen großen Platz, saubere und schmutzige Männer, sehr schmutzige Männer, mit schwarzen und braunen Gesichtern und Händen, und haarlose Männer, junge und ältere Männer, große und kleine. Ich brüllte mit ihnen irgendwelche Lieder, deren Sinn ich nicht verstand und konnte nicht mithalten, wenn sie laut stampfend im Eiltempo dahinzogen, immer im Singsang miteinander verbunden. Einer sang ihnen voraus, die anderen folgten.

Aber sie freuten sich, wenn ich einige Meter an ihrer Seite war, schwitzten und lachten mir zu, schenkten mir Süßes und Schokolade, Kaugummi und noch mehr Süßes und zogen mich rasch beiseite, wenn ich mit einer dieser röhrenden und rollenden Kisten zu kollidieren drohte, die ebenfalls auf diesem Platz herum kurvten.

Es war ein wunderbarer Spielplatz für einen kleinen Jungen.

Aber der dicke, ganz besonders schmutzige Mann mit dem tiefschwarzen Gesicht und den schwarzen Händen, in grüner Kleidung, musste deswegen stillstehen vor dem Stinker und wurde angeschrien und war ganz leise, weil ich so oft mit den Männern gelaufen war und meinen Riesenspaß dabei hatte. Er musste erzählen, dass ich auch die Hand an die Stirn legte, wenn andere Männer früh am Morgen ein buntes Tuch an einem endlos hohen Mast hinauf zogen, und dass ich es immer wieder tat, noch ehe ich gegessen hatte.

„Yes, Sir ...“, Hand an die Stirn, schnelle Kehrtwendung und raus.

Jetzt durfte ich nicht mehr mit den Männern laufen und das war schlimm.

Ich verstand es nicht, aber ich bekam noch immer Süßes von ihnen und Schokolade und das entschädigte. Einer schenkte mir grüne Kleidung, wie sie die Männer trugen, mit ganz vielen Taschen um meine kleinen Schätze zu verstaunen und ganz kleine schwarze Stiefel, und eine dünne Kette mit einem Schild daran. Die sollte ich jetzt immer um den Hals tragen, und ich musste versprechen und die Hand darauf geben, dass ich das auch tun würde, feierlich und ernsthaft. Ich konnte nicht lesen, was die Karte bedeutete, konnte die Schrift nicht lesen, kannte jedoch einige der bunten Bilder darauf, weil sie überall in meinem Zuhause für mich zu sehen waren.

Viele Jahre später erst erfuhr ich den Sinn: „Dieses Kind – Fritz Schmidt – ist Eigentum der United States Army“ – und dann noch eine genaue Handlungsanweisung in zwei verschiedenen Sprachen, wohin ich zu bringen wäre, wenn ich orientierungs- und begleitungslos irgendwo aufgegriffen würde.

Es waren diese Tage, wo ich zu verstehen begann, dass es zwei Sorten Menschen gibt. Die einen sprachen meine Sprache, trugen wie ich grüne Kleidung mit vielen kleinen Taschen und einem dicken Gürtel, redeten laut und sagten immer wieder so Worte wie „Yes, Sir ...“ – „... Yeah, Mam ...“ – „... right, Sir ...“

Aber es gab auch andere, die völlig unverständlich sprachen, die mir heimliche Blicke zuwarfen, die sich mit Colonel Stinker stritten, doch in so großer Entfernung, dass ich kein Wort verstehen konnte.

Billy Master Chief, der dicke, große schmutzige Mann mit dem tiefschwarzen Gesicht und Händen, der immer ganz in meiner Nähe weilte, selbst wenn ich ihn nicht sah oder seine Nähe ahnte, sagte mir nichts über das, was da gesprochen wurde, bestätigte aber mit lächelndem Blick, dass da von mir die Rede war.

Nebelbänke rückten näher, es wurde immer kälter, seltsamer weißer Schnee fiel vom Himmel, und ein bunter Lichterbaum brannte in einem großen Raum, wo sich ungeheuer viele Menschen versammelt hatten und alle waren fröhlich. Kaum einer trug grüne Kleidung, bunt und schön sahen sie alle aus. Colonel Stinker sprach zu ihnen, auch an diesem Tag mit Zigarre, wie ich inzwischen gelernt hatte, und sprach mit unerwartet ruhiger Stimme, statt wie sonst bellend laut. Aus einem großen Sack gab es viele weiße und blaue Postumschläge für die Männer und Frauen und keinen für mich, was mich sehr ärgerte. Für jeden gab es auch ein buntes Paket und ganz viele für mich, unsagbar viele, und alle gefüllt mit Süßem und Schokolade und anderem Naschwerk, und mit kleinen Schuhen, und bunten Strümpfen, und Hosen und Hemden, ein Paar bunte Fäustlinge für die Hände, Pullover und einen Schal, helle Holzwürfel, ein hölzernes Pferd, bunte Bilderbücher mit Enten und kleinen Hunden drin und vieles, was die Erinnerung bunt verwischt.

Ich saß zwischen kleinen Bergen von Dingen, die ich nicht kannte und zu nutzen wusste. Aber ich war voller Vertrauen, dass Maggy, die enorm dicke und schwarze Frau, oder Billy Master Chief mir zeigen würden, was ich damit anfangen konnte. Er hatte sich auch an diesem Tag – wie ich meinte - mal wieder nicht richtig gewaschen, war schmutzig und dunkel glänzend, hatte aber darauf bestanden, dass ich mich umso gründlicher wusch.

Nebelbänke rückten näher, Nebelbänke wallten auf, Nebel wie aus dem Eschbachtal, eisig am frühen Morgen, alles verschlingend wie am Abend. Die Nebel hatten mich gefunden und zogen mich mit sich, forderten den Preis, zogen mich in ihre Tiefe, weg von den freundlichen Menschen, die lachten und brüllten, die die Hand an die Stirn legten und mir Süßes und Schokolade schenkten. Menschen, die weinten und ich verstand nicht warum, fühlte aber die Angst vor etwas, das näher rückte, wie die Nebel vom Eschbachtal, das in greifbarer Nähe war.

Nebelbänke rückten näher, kalte Regenwinde des Bergischen Landes, tiefer Schnee in nahen dunklen Wäldern und längst vergangene Erinnerungen, die wieder erwachten. Meine früheste Erinnerung, nebelhaft und metamorph, laut, immer laut und kalt, metallischer Lärm und rhythmisches Schlagen von Eisen auf Eisen, unendlich lange monoton, mit schrilllauten Pfiffen und zischendem Dampf.

Anders dieses Mal, und dennoch entschwand Vertrautes endgültig, die Männer in der grünen Kleidung, Maggy, Colonel Stinker und dieser sonnenüberflutete Platz vor dem Haus. Ich fand

mich wieder mit meiner kleinen grünen Uniform, meinen kleinen schwarzen Stiefeln, glänzend geputzt und einem kleinen rot-weißen Pappkoffer, randvoll gefüllt mit Süßem und Schokolade. Und mit Billy Master Chief, schwarz glänzend wie immer, in einem monoton ratternden Zug, schlagen von Eisen auf Eisen, monoton und stundenlang.

Eschbachtal schrie, schrie nach mir, kalter Nebel streckte gierig seine Finger nach mir, ohne dass ich etwas Böses ahnte.

Die Dunkelheit kam drohend näher.

Nebel, Nebel des Eschbachtals, Nebelbänke rückten näher, der kalte Wind des Bergischen Landes streifte schon meinen Nacken. Zurück blieben die sanften Hügel von Heidelberg, das weite Kasernengelände und meine Kette, die ich nun nicht mehr tragen durfte, ohne dass ich es besonders bedauerte.

„Die Männer sin alle Verbrescher ...“, sangen Billy Master Chief und ich mit ungelenker Stimme und typisch anglo-amerikanischem Slang, nicht schön, aber schön schief und laut und schräg, ein populärer Schlager dieser Tage, als Eschbachtal näher kam, „... ihr Harz is ein finsternes Loach, da drinnen sind viela Gemächer, aber lieb ... aber lieb sin se doch ...“ Viele Augen bedachten uns mit bösen, unwilligen Blicken, aber wir spürten das nicht einmal, sangen lauthals weiter.

Ich wollte die Schinkenbrote nicht, die Billy Master Chief mir zum Essen anbot, lachte und war überdreht, wollte erst essen, wenn er sich einmal, nur einmal richtig waschen würde, so wie ich, - während er mir vergeblich zu erklären versuchte, dass er sich waschen konnte so fest und lange wie er wollte. Er würde nicht werden wie ich, nicht wie die meisten anderen Menschen in dem Zug, würde immer diese schwarze Haut haben.

Ich glaubte ihm kein Wort.

Er konnte mich nicht überzeugen, so sehr er sich auch bemühte. Selbst, als er mir gestattete mit Spucke und meinem Daumen über seinen Handrücken zu reiben und die Haut genauso dunkel blieb wie vorher, war ich noch lange nicht überzeugt.

Stattdessen sangen wir noch einmal unser schräges Lied und ich überzeugte mich genau, ob mein Schinkenbrot wirklich sauber war, als der Hunger größer wurde.

Es war sauber, es war lecker, keine Beanstandung, auch nicht beim zweiten. Ich trank etwas Juice dazu, kannte kein anderes Wort dafür, aber es löschte herrlich den Durst.

Die Nebelbänke rückten näher, Nebelbänke wallten auf, Nebel wurde dichter und dichter, Eiseskälte zog durch den Zug, Eiseskälte wie aus dem Eschbachtal, das plötzlich ganz nahe war. Tiefe Täler und tief verschneite Hügel zogen am Zugfenster vorbei, tief geduckte Häuser, schneeverweht zwischen Felsenschluchten und dunklen Wäldern, mit zerbombten Trümmerwüsten da, wo einstmals große Fabriken standen, - während ich ahnungslos eingeschlafen war, fest eingewickelt in eine warme Decke mit der Aufschrift: US Army.

Und dann hatte mich Eschbachtal erreicht.

Ich weinte bitterlich, als ich aussteigen sollte aus dem noch halbwegs warmen Zug in die Eiseskälte des Bergischen Landes, meinen kleinen rot-weißen Pappkoffer fest im Griff, denn er barg meine kostbarsten Schätze, während Billy Master Chief einen großen Koffer trug, in dem meine Kleidung und alles andere war, was mein Leben betraf.

Der Weg durch die Winterkälte war nicht weit. Ein vorher aus Heidelberg bereits geordnetes Auto wartete am Bahnhof und drinnen war es wieder etwas wärmer, aber immer noch kalt und feucht, während draußen vor den Scheiben die Nebelbänke vorbeizogen, nur kurze Sicht erlaubend.

Eschbachtal war da, Eschbachtal mit seinen dunklen Wäldern, mit seinem Nebel, rund um ein düsteres, rotes Backsteinhaus mit hohem Zaun und großer Tür, und blassem Licht über dem Rahmen und einem verwildertem, völlig zugeschnitten Hof.

„Lasset die Kinder zu mir kommen ...“ stand in steilen schwarzen Buchstaben über der grünen Holztür, mit einem glänzenden Kreuz links und rechts. Allerdings das konnte ich nicht lesen, denn ich verstand diese Sprache nicht und lesen konnte ich auch noch nicht.

Billy Master Chief klingelte und nach einer Weile wurde geöffnet. Vor uns stand eine ältere Frau mit strengen Gesichtszügen und mein großer, schwarzer Begleiter sprach mit ihr in

einer Sprache, die ich nicht verstand. Als wir hinein gingen, empfing uns ein kalter und großer Raum, mit einer gelblichen Lampenschale an der Decke, die nicht viel Licht hergab. Viele lange, dunkle Holztische reihten sich zu einem großen, offenen Quadrat aneinander und noch viel mehr Stühle standen dahinter. Es herrschte nahezu vollkommene Stille, mit leisem Gemurmel irgendwo aus einem anderen Nebenraum, den ich nicht sehen konnte. Jemand weinte leise, unsichtbar versteckt, und ein seltsamer Geruch nach Bohnerwachs drängte in meine Nase.

Ich sah mich um und war froh, dass wir bald zu den lachenden Menschen in den grünen Uniformen zurückkehren konnten, denn dort war es zum Glück nicht so drohend düster und unheimlich wie an diesem Ort.

Doch Eschbachtal hatte mich eingefangen und seine Klauen in mich geschlagen, wollte mich nicht mehr freigeben. Mein großer Koffer mit all meiner Kleidung wurde der Frau mit den strengen Gesichtszügen übergeben. Meinen kleinen rot-weißen Pappkoffer nahm sie mir einfach weg, obwohl ich tapfer darum kämpfte, ihn um keinen Preis hergeben wollte. Aber sie war stärker und sprach scharf mit mir in dieser fremden Sprache, ignorierte mein Weinen und Brüllen und ließ den Koffer hinter sich verschwinden, nachdem sie ihn mir brutal aus der Hand gerissen hatte. Ich weinte und schrie und weinte, wollte mein Süßes und meine Schokolade wieder, meinen kostbaren Schatz, und wollte nach Hause, zu den Männern in den grünen Uniformen.

Aber ich war jetzt nicht mehr Eigentum der US Army, sondern von Eschbachtal.

„Dont cry Fritz ...“, sprach Billy Master Chief mit seiner tiefen Stimme ruhig auf mich ein und sah mich dabei nicht an, um zu verbergen, dass er selber weinte. Seine Stimme klang hörbar seltsam: „You are a Big Boy ... dont cry ... okay ... take it easy ...“

Mir dämmerte langsam etwas, aber ich bekam nicht genug Zeit, um es zu verstehen. Er ging schneller, als wir gekommen waren, strich mir ein letztes Mal sanft und zärtlich über den Kopf, schloss schnell die grün gestrichene Holztür hinter sich. Dann rührte draußen ein Motor auf der verschneiten Straße auf.

Er hatte mich allein zurückgelassen.

Ich schrie, schrie wie noch nie zuvor in meinem Leben, schrie und weinte, schrie nach Billy und sogar nach Colonel Stinker, und weinte und schrie. In diesem Moment wäre ich bereit gewesen, selbst leuchtend grüne Menschen schön zu finden, und Billy musste sich nicht waschen, sollte schwarz bleiben, so wie er wollte, - aber ich wollte nicht zurückgelassen werden.

Diese fremde Frau schrie auch, aber ich verstand kein Wort.

Eine schallende Ohrfeige vermochte mich nicht zum Schweigen zu bringen.

Billy Master Chief hatte mich zurückgelassen in der Eiseskälte des Bergischen Landes, in den düsteren Nebeln des Eschbachtals, einem halbdunklen, kalten Raum, mit irgendwem in irgendwelchen anderen Räumen und einer Frau mit strengem Gesicht, die meine Sprache so wenig verstand, wie ich die ihre. Sie zog mich trotz aller Gegenwehr durch den nach Bohnerwachs riechenden Raum, vorbei an plötzlich auftauchenden anderen Kindergesichtern, die mich angstvoll anstarrten.

Ich sah meinen kleinen rot-weißen Pappkoffer nie wieder und auch kein Stück von meinem Süßem und meiner Schokolade tauchte jemals wieder auf, als hätte es das alles nicht gegeben. Jahrelang sollte ich kein Süßes und keine Schokolade mehr zu Gesicht bekommen.

Von meinem großen Koffer mit all den schönen Sachen und Geschenken blieb nicht mehr als ein paar Schuhe, zwei Unterhosen, ein Pullover, zwei Paar Strümpfe, eine Jacke und eine Mütze. Alles andere verschwand spurlos.

Noch am selben Tag verschluckten die Nebel des Eschbachtals meine kleinen, blankgeputzten Stiefel und ließen sie nie wieder auftauchen. Mit ihnen verschwanden auch meine kleine grüne Uniform und mein bunter Schal.

Zurück blieb nur ein kleiner Junge, der die Sprache nicht verstand, die um ihn herum gesprochen wurde und den umgekehrt auch niemand verstand, dem zum ersten Mal in seinem Leben ins Gesicht geschlagen worden war, dass die Wange immer noch brennend weh tat, -

und der seinem kostbaren Schatz weniger nachweinte, als den lachenden Männern in den grünen Uniformen und besonders Billy Master Chief.

Es war viel zu unvorstellbar, dass er ihn nie wieder sehen würde, als dass er sich das vorzustellen wagte.

Nacht hatte mich eingefangen, die Dunkelheit des Eschbachtals, und so weinte ich die halbe Nacht in einem kratzigen Eisenbett, aufgestellt in einem großen kalten Raum, zusammen mit vierzig weiteren Betten und Kindern, die auch Nachts häufig leise weinten, vor Kälte mit den Zähnen klapperten. Noch einmal kam die Frau mit dem strengen Gesicht, riss mich heftig hoch, schrie mich an und schlug mir kraftvoll auf den Po, dass die Haut brannte. Ich verstand sie wieder nicht, ahnte und fühlte aber, dass sie verlangte, dass ich zu weinen aufhörte.

Ich tat es nicht, weinte nur umso lauter, denn ich wollte nicht dort sein, wo ich war.

Also lehrte man mich die strengen Regeln.

Ich bekam nicht nur vier weitere kräftige Schläge auf den Po, sondern auch noch zwei kräftige Schläge ins Gesicht. Ich wurde brutal aus dem Bett gezerrt, über den Boden und den Gang hinterher gezogen, die Treppe hinunter, wobei ich mir zahllose blaue Flecken und Abschürfungen zuzog. Viel bekam ich nicht von dem mit, was in dem Halbdunkel unterhalb der Treppe geschah, denn das wilde Raubtier Angst fiel mich an und zerfetzte mit blutigen Krallen das Wenige an Verstand. Eine kreischende Tür wurde geöffnet, ein paar raue Decken flogen mir um die Ohren und rissen mich dabei fast von den Beinen.

Dann fiel die Tür laut krachend zu und ich war im Dunkel allein, umfungen von feuchter Eiseskälte.

Jetzt wurde die Angst riesengroß, ein Ungeheuer, erwachsen aus den Nebeln des Eschbachtals, ohne Namen noch, aber greifbar wie das kalte Metall der Tür, an die ich meine kleinen Fäuste hämmerte, bis sie blutig waren und voller Schmerz.

Ich weinte und schrie gellend laut und ahnte nicht, dass mich hier im Keller niemand hören konnte, dass ich niemanden damit störte, weil dieser Keller weit unter der Erde lag.

Als es mir schon bald zu kalt wurde und ich am ganzen Leib zu zittern begann, vor lauter Erschöpfung nicht mehr auf meinen Beinen stehen konnte, suchte ich nach den Decken in der völligen Finsternis. Dabei stieß ich auf so etwas wie eine rohe Holzbank und kuschelte mich darauf so gut es ging unter die Decken, die Beine dicht an den Körper heran gezogen, um mich an mir selbst zu wärmen.

Ich fror dennoch entsetzlich und das Ungeheuer hielt Einzug in mir, füllte mein Herz. Eschbachtal hatte mich eingefangen, die kalten Nebel wallten und Kälte, immer größere Kälte kroch in meine Glieder.

Ich war angekommen.

Es gab kein zurück.

2. Kapitel - Winterskälte im Eschbachtal

Ich erinnere mich.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange ich in dieser völligen Dunkelheit bleiben musste, eingesperrt bei Kälte und ohne den Hauch von Licht. Es war so dunkel, dass meine Augen schmerzten, als ich versuchte irgendetwas in dieser totalen Finsternis zu erkennen.

Für einen 5-jährigen Jungen sind ein paar Stunden schon eine lange Zeit. Aber sie wird noch viel, viel länger, wenn man vor Erschöpfung und zähneklappernd einschläft, und wieder aufwacht, steif an allen Gliedern vor Kälte, sich selbst mit dem kläglichen Rest an Kraft umarmend, in der Hoffnung dadurch so etwas wie Wärme zu spüren, - und immer noch umgeben ist von völligem Schwarz, ohne das kleinste Geräusch.

Ich versuchte zu schreien, zu weinen und konnte mich nicht einmal selbst hören, denn ich brachte keinen Laut über die Lippen. Nur ein leises hauchendes Krächzen war alles, was an mein Ohr drang, und ich war mir nicht einmal sicher, ob es wirklich von mir stammte.

Angst, wie ein glühendes Messer brannte die Angst in mir.

Doch reichte die Kraft nicht mehr für Panik oder Verzweiflung.

Ich tastete mit den Händen um mich, fühlte auch dabei einen pochenden Schmerz bis in die Fingerspitzen und das rohe Holz, auf dem ich lag und griff nur in die Leere der Schwärze ringsum.

Rote Punkte tanzen und explodierten vor meinen Augen, so angestrengt versuchte ich das Dunkel zu durchdringen, bis ich erschöpft und zitternd wieder zurück sank auf dieses Brett, auf dem ich wohl geschlafen hatte. Mein Rücken schmerzte, egal wie ich mich zu legen versuchte, denn keine Matratze oder Kissen polsterte mein Lager, nur kaltes Holz in tiefschwarzer Dunkelheit.

Ich rollte mich auf die Seite, weinte lautlos vor mich hin, und spürte es nur daran, dass mein Gesicht tränenass war, dass mir Rotz die Nase verschloss, und ich hatte nicht einmal ein Taschentuch um sie mir zu putzen, wie es mir Billy Master Chief beigebracht hatte.

Die Sehnsucht schoss plötzlich wie ein Vulkan in mir hoch, die Sehnsucht nach den Männern in den grünen Uniformen, wie sie lachten und liefen und schwitzten, nach der Sonne auf dem großen Platz mit den Backsteinhäusern, nach den Männern mit den schwarzen Gesichtern und Händen, und auch nach denen mit den hellen Gesichtern, nach Colonel Stinker und besonders nach Billy Master Chief.

Er hatte mich verraten und verlassen, mich einfach zurückgelassen bei Fremden, die meine Sprache nicht sprachen, die mich hassten und böse und gemein zu mir waren, obwohl ich ihnen nichts getan hatte.

Warum nur hatte mich Billy Master Chief hierher gebracht?

Was hatte ich falsch gemacht?

Was hatte ich ihm getan?

Oder trug Colonel Stinker die Schuld, hatte er das befohlen?

Was hatte ich ihm getan?

War ich nicht brav und anständig gewesen?

Ich konnte mich nicht erinnern irgendetwas gesagt oder getan zu haben, was nicht richtig war. Zwar mochte ich keine Bohnen mit Speck, aber ich konnte und wollte nicht glauben, dass ich deswegen ins Gefängnis musste, so wie manche der Männer in den grünen Uniformen, wenn sie etwas Böses getan hatten.

Ich wollte hier raus, ich wollte alles essen, was man von mir verlangte, wollte nie mehr fragen, wieso und warum andere Männer so schwarze Haut hatten und schmutzig aussahen. Aber ich wollte hier raus und die Sonne sehen, meine Hände sehen, keine Schmerzen haben und getröstet werden.

Billy Master Chief oder Maggy hatten mich immer getröstet, wenn ich hingefallen war und mir ein Knie aufgeschlagen hatte. Sie hatten mich in den Arm genommen, auf meine kleine Wunde gepustet und mir versprochen, dass alles wieder gut werden würde.

Maggy, sie würde mich sicher retten wenn mich Billy hier zurückließ. Sie hatte mich immer wissen und spüren lassen, dass sie mich gern hatte, dass sie meine Nurse war, dass sie mich vor allen bösen Geistern und Dämonen beschützen würde.

Das befreite meine Stimme wieder, gab ihr Kraft, und so schrie und weinte ich mit aller Kraft, schrie gellend laut um mein Leben, und fand die Antwort nur in stummer Schwärze, die mich einhüllte wie ein drohendes Untier mit messerscharfen Krallen.

Irgendwann und viel schneller als ich meine Kraft wieder gefunden hatte, war ich so kraftlos, meine Kehle so ausgedörrt, dass ich aufgab und wieder still wurde, leise wimmernd zusammen sank und bereit war zu sterben, wenn nur diese Angst machende Dunkelheit endlich vorbei wäre.

Aber sie war nicht vorbei.

Und Maggy war nicht gekommen um mich zu befreien und zu retten, hatte mich nicht mit ihren großen schwarzen Händen hochgehoben, und nicht an der warmen, schwarzen Brust getröstet.

Auch sie hatte mich also verraten und verlassen.

Ich ahnte nicht einmal woher ich diese Erkenntnis gewann, aber ich besaß sie, wusste nun endgültig, dass alle die, die ich bislang kannte, mich allein gelassen hatten.

Durst und Hunger quälten mich, die Kälte ließ mich ohne Unterlass zittern, meine Kehle brannte. Ich pisste mir in die Hose und schämte mich dessen nicht, denn das vermittelte mir für ein paar Sekunden ein wohliges Gefühl von Wärme.

Aber danach war es kälter als zuvor.

Ich zitterte mehr denn je und schmeckte das warme Blut, als ich mir vor Angst die Unterlippe blutig biss.

So dämmerte ich wieder weg und schlief vor Erschöpfung und tränenleer erneut ein.

Und wachte auf, als sich mit lautem Kreischen offenbar ein neues Ungeheuer ankündigte, eines mit grellem Lichtfeuer, wie ich durch meine halb zugeschwollen, müden Augen gerade noch erkennen konnte. Ein helles Rechteck blendete mich aus der Dunkelheit, und ich sah die schwarzen Umrisse einer seltsamen Person, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Riesig sah sie aus und ich brauchte eine Weile, bis ich begriff, dass dies kein böser Traum war.

Sie kam auf mich zu, schrie mich mit schneidend scharfer Stimme an, in einer Sprache, die ich wieder nicht verstand, mit sich überschlagenden Tönen. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn ich kauerte immer noch halb erhoben auf meiner Unterlage, die Decken dicht um mich geschlungen, während sie sich schattenhaft vor dem hellen Rechteck hinter ihr bewegte.

Aber ich hörte ohne Unterlass ihre schrille Stimme, meinte einzelne Worte irgendwo schon einmal gehört zu haben, konnte sie aber nicht zuordnen.

Deutlicher spürte ich die feinen Tropfen, mit denen sie mich anspuckte, während sie irgend-etwas schrie und ich voller Angst die Beine noch dichter an den Körper heranzog.

Plötzlich packte sie mich und riss mich hoch.

Ich besaß keinerlei Kraft mehr mich dagegen zu wehren, und so stolperte ich mit voller Wucht gegen eine Wand, als sie mich durch das helle Rechteck nach draußen schubste. Meine Versuche mich abzufangen waren vergeblich. Nicht, weil der Schwung so groß war, mit der sie mich aus meinem düsteren Verlies stieß, sondern nur weil mir jegliche Kraft fehlte. Ich konnte mich nicht einmal auf den Beinen halten, sie verschwanden mitten im Schritt in einem Nebel. Den Schmerz fühlte ich kaum, als ich an der Wand entlang schrammte und mir dabei neue Schürfwunden zuzog.

Doch noch bevor ich dazu kam den Schmerz und das bisschen Blut auf der Wange zu spüren, bevor ich vor lauter Angst aufschreien konnte, bekam ich schon einen Tritt und flog ein kleines Stück nach vorn, klatschte mit dem Gesicht schmerzhaft auf den Boden.

Und die ganze Zeit kreischte diese Stimme hinter mir, schrie mich an, ohne dass ich ein Wort verstand. Denn ich kannte zwar die Sprache, hatte sie mehr als einmal gehört, - aber die Worte waren ohne echte Bedeutung für mich.

Es erschien mir blendend hell um mich herum. So hell, dass ich nur wie durch einen Nebel meine Umgebung wahrnehmen konnte.

Stattdessen schmeckte ich wieder Blut auf den Lippen, und ganz langsam zuerst, und dann rasend schnell wuchs der Schmerz in meinem Gesicht. Jetzt gab es kaum noch etwas, was

mir nicht wehtat, meine Hände, meine aufgeschrammten Knie, mein Gesicht, alles war nur noch Schmerz. Wehrlos musste ich mich herumreißen lassen, als ich da wimmernd lag und wunderte mich, dass ich noch immer diese Person vor mir nur wie einen Schatten sah, die mich unentwegt anschrie, mit kleinen Tritten auf die Beine zu zwingen versuchte.

Ich verstand kein Wort.

Aber ich ahnte instinktiv was sie wollte, versuchte aufzustehen, doch die Beine sackten mir schon bei der ersten Bewegung weg, und ich fiel erneut schmerzhaft hin.

Wieder schrie mich diese schwarze Schattenperson an, dieses Mal mit noch schrilleren Tönen, und ich meinte ein Wort zu hören, dass manchmal die Männer in den grünen Uniformen schrien, wenn sie mit anderen stritten, die die schwarze Haut und schwarze Hände hatten. Colonel Stinker war jedes Mal wütend geworden, wenn die Männer das Wort benutzten, und hatte sie angebrüllt und bestraft.

Aber ich war mir nicht sicher, ob ich dieses Wort „Nigger“ wirklich gehört und verstanden hatte, denn alles um mich herum schien mit dampfendem Nebel gefüllt.

Ich hatte auch keine Zeit darüber nachzudenken, denn die keifende Person vor mir riss mich brutal hoch und schlug mir mehrfach kräftig ins Gesicht. Doch der Schmerz dieser Schläge erzeugte kaum noch Wirkung bei mir, denn dazu steckte ich schon viel zu tief in seinen großen Klauen.

Dafür sah ich jetzt wieder etwas besser und klarer, und was ich sah, erschien mir sehr seltsam. Mir gegenüber stand eine Frau im fast bodenlangen schwarzen Kleid, mit langen schwarzen Ärmeln und einer braunen Schnur um die Hüfte. Vor ihrer Brust baumelte etwas und blitzte ab und zu im Licht. Statt Haaren trug sie eine seltsame Tuchhaube auf dem Kopf, die ihr Gesicht streng begrenzte, nicht ein einziges Haar erkennen ließ. Das Gesicht der Frau war nicht mehr jung, aber sie hatte seltsam alte Hände, knochig und mager, mit dicken Fingergelenken. Ich meinte dieses Gesicht schon mal gesehen zu haben und erinnerte mich plötzlich. Das war die Frau, die mit Billy Master Chief gesprochen hatte, die Frau mit dem strengen Gesicht, die ihn dazu gebracht hatte mich hier zurückzulassen. Aber da hatte sie nicht dieses Kleid getragen.

Es war gar nicht so blendend hell, wie ich anfangs geglaubt hatte. Ganz allmählich gewöhnten sich meine Augen wieder an das Licht, auch wenn ich wegen meiner verquollenen Augen große Mühe hatte, überhaupt etwas zu erkennen. Ich befand mich wieder auf dem Kellergang, durch den ich von ihr geschleift worden war.

Mir erschien es wie vor Ewigkeiten.

Doch ich erinnerte mich noch gut daran.

Wieder schrie die Frau mich an, stieß mir mit flacher Hand vor die Brust, stieß mich gegen die Wand und redete ohne Unterlass auf mich ein.

Ich verstand kein Wort, und meine einzige Reaktion war offenbar, dass ich mir erneut vor Angst in die Hosen pisste. Warm lief es an meinem Bein hinab, und wieder bekam ich eine schallende Ohrfeige, und meinte wieder dieses Wort gehört zu haben.

Doch wieder war ich mir nicht sicher, denn ich wusste ja, dass dieses Wort böse und verboten war.

So eine Frau allerdings, da war ich mir sicher, hatte ich schon mal gesehen und ich wusste auch sofort wo. Billy Master Chief hatte mir gesagt, wer sie waren, als sie zu mehreren über den großen Platz vor den Backsteinhäusern gingen. „Sisters of God“ hatte er sie genannt und sie hatten ähnliche Tuchhauben getragen wie diese Frau vor mir. Wieder holte sie aus um mir ins Gesicht zu schlagen, und ich hätte nicht die Kraft gehabt, mich zu ducken oder zum Schutz die Arme vor mein Gesicht zu halten, doch eine scharfe Stimme hielt sie zurück. Da war plötzlich noch so eine Frau, war die Treppe herunter gekommen, und ihre Stimme verhinderte, dass ich erneut ins Gesicht geschlagen wurde.

Die beiden Frauen sprachen heftig miteinander, und dann wandte sich diese Neue mir zu, packte mich mit einer Hand bei den Haaren, riss meinen Kopf schmerzhaft in den Nacken, sah mich an und sagte irgendetwas, was ich wieder nicht verstand, und schubste mich dann vor sich her zur Treppe. Stufe um Stufe hinauf, auch als ich mehrfach hinfiel und oben völlig erschöpft zu Boden schlug. Sie zog mich roh wieder hoch und ich konnte nicht verhindern, dass ich mich vor lauter Angst in hohem Bogen erbrach und auf den Boden kotzte.

Sofort keifte die Stimme der anderen Frau wieder los, und ich bekam einen leichten Schlag in den Nacken, schmeckte die Bitterkeit des Erbrochenen im Mund, und hätte mich beinahe erneut übergeben. Eine der Beiden, ich konnte nicht einmal mehr unterscheiden welche, zog mich hinter sich her in den großen Schlafraum mit den vielen Betten, den ich schon kannte, hin zu einem weiß fleckigen Email-Waschbecken an der Querwand. Ich spürte kaum, wie sie mir meine Kleidung vom Körper zog, wie sie mich aus Hose und Unterhose herausschälte, meine Socken abstreifte. Ein halblaut kreischendes Geräusch zog meinen Blick zu dem fleckigen Waschbecken, wo aus einem abgeschabten, angerosteten Wasserhahn spuckend hellbraunes Wasser herausschoss, und sich platschend ins Becken stürzte. Ich wurde sehr unsanft mit eiskaltem Wasser und einem rauen Lappen abgewaschen, und nutzte dennoch halb bewusst und gierig die Chance ein paar Tropfen in meinen Mund zu saugen, als mir der Lappen kräftig durchs Gesicht gewischt wurde. So bekam ich wenigstens eine Ahnung davon, wie es sich anfühlte, wenn mein inzwischen brennender Durst gelöscht würde.

Erst die Kälte war es, die mich wieder zur Besinnung brachte, die mich halblaut wimmern und mit den Zähnen klappernd am ganzen Körper zittern ließ. Beinahe klar wurde mit einem Mal der Blick auf diese Frau im schwarzen Kleid, ihr blitzendes Kreuz an einer Kette. Es war die Frau, die ich schon kannte, die unten im Keller dazu gekommen war, aber sie erschien mir nicht wirklich freundlicher als die andere, die so böse zu mir gewesen war.

Ich weiß nicht einmal warum, vielleicht weil ich sie nicht ansehen wollte, aber mein Blick flog träge durch diesen grau gestrichenen Raum mit dem grünen Blütenkranz und dem großen, aufgemalten Kreuz an der Stirnseite, mit einem Schriftzug im Halbrund drum herum. Ich sah es, konnte es aber nicht lesen, und es war mir auch egal.

Erst viele Monate später erkannte ich dieses Kreuz und auch den Schriftzug wieder und konnte ihn dann auch lesen: Jesus allein ist meine Liebe – er liebt auch dich.

Mir war höllisch kalt.

Drei Fenster standen weit offen, sollten frische Luft hereinlassen in diesen leicht muffig riechenden Raum. Doch statt frischer Luft kam vor allem die eisige Winterkälte des verschneiten Bergischen Landes herein. Sogar ein paar Schneeflocken tanzten im Luftzug und mein Zittern wurde immer stärker und haltloser. So war ich dankbar, als ich mit einem rauen Handtuch trocken gerieben und mir sogar die Nase geputzt wurde, sodass ich wieder besser Luft bekam. Die Frau mit dem strengen Gesicht reichte mir eine graue Hose, einen gestreiften Pullover, sagte irgendetwas mit schneidend scharfer Stimme, wies immer wieder auf die Kleidung, bis ich begriff, dass ich die Unterwäsche und Strümpfe anzuziehen sollte, während sie meine vollgepisste und vollgekotzte Kleidung wegbrachte. Ich kannte die Sachen nicht, die sie mir gegeben hatte, war ganz sicher, dass sie nicht mir gehörten. Ich zog sie dennoch eilig an.

Da sie eine Weile wegblieb, nutzte ich sogar die Chance, drehte noch einmal diesen quiet-schenden Wasserhahn auf, sah einen Augenblick zögernd auf dieses so merkwürdig braune Wasser, das mir so schmutzig erschien.

Doch mein ungeheurer Durst war größer.

Und so beugte ich mich halb darunter und trank gierig so viel, wie ich in der Eile schlucken konnte. Es schmeckte etwas merkwürdig, ganz anders als das Wasser, das ich bislang kannte, aber es war allemal besser als mein schrecklicher Durst.

Jetzt fühlte ich mich schon etwas besser, auch wenn mir schwindelig wurde, weil ich mich so herunter gebeugt hatte. Immer noch schienen Nebel vor meinen Augen zu wabern, aber mein Durst hatte nachgelassen. Unverändert jedoch war mein Schmerz am ganzen Körper. Ich sah auf meine Hände und erschrak, als ich die blutigen Schrammen darauf sah, die blauen Flecken an den Handgelenken und meine frisch gewaschenen Beine brannten an den Knien, wo ich mir die Haut aufgeschlagen hatte.

Doch niemand war da, mich zu trösten und das hätte mich fast wieder zum Weinen gebracht. Allein meine Erfahrung, dass ich dann zweifellos wieder verprügelt würde, ließ mich die Zähne aufeinander beißen.

Die Frau in dem schwarzen Kleid kam zurück, rief mir etwas zu.

Doch ich verstand sie nicht, kein Wort.

Da wurde sie sichtbar zornig, mit blitzenden Augen, rief noch einmal und winkte mir, damit ich ihr folgte. Auch sie hatte dabei wieder dieses verbotene Wort benutzt. Nur war ich mir dieses Mal sicherer, denn mein Kopf war viel klarer, als unten im Keller.

Ich wagte ihr nicht zu widersprechen, folgte ihr auf dem Fuße, auch wenn meine Beine zitterten und mir immer noch entsetzlich kalt war.

Plötzlich waren wir wieder in dem großen Raum mit den vielen Tischen und Stühlen, die zu dem offenen Quadrat aufgestellt waren. Heller war er nun, obwohl die gelbe Lichtschale an der Decke ausgeschaltet war. Doch von den schmucklosen Sprossenfenstern flutete viel Licht herein, ließen meinen Blick hasten über einen tief verschneiten Wald und schneeverkrustete Büsche.

Obwohl ich so klein, verängstigt und schmerzgeplagt war, nahm ich doch verwundert wahr, dass an den Fenstern keine Gardinen aufgehängt waren, wie ich das aus den wenigen Jahren meiner Kindheit kannte. Selbst im Hospital der Kaserne, wo ich bisher gelebt und gewohnt hatte, hingen überall weiße Gardinen und zusätzliche bunte Vorhänge.

Hier aber starrten mich beschlagene Scheiben, dicke Eisblumen und deutlich verwitterte Holzrahmen an, die nur schlecht mit weißer Farbe gestrichen waren. Kein einziger Blumentopf mit Grünpflanzen stand auf den hölzernen Fensterbänken, deren ehemals weiße Farbe längst zu einem schmutzigen Grau verkommen war.

Dabei hatte Maggy mir mehr als einmal beim morgendlichen Gießen lächelnd gesagt, dass zu einem Fenster auch eine Pflanze in einem Blumentopf gehöre.

Der Gedanke an die dicke Maggy trieb mir erneut die Tränen in die Augen und ließ meine Sehnsucht nach dem vergangenen Zuhause neu aufflammen. Im diesem Moment hätte ich beinahe doch noch vor Verzweiflung laut losgeheult.

Doch ich presste fest die Lippen zusammen und ballte meine kleinen, schmerzenden Hände zu Fäusten, denn ich wusste nur zu genau was passieren würde, sollte ich wieder zu weinen beginnen.

Ich würde wahrscheinlich erneut Prügel bekommen.

Weniger als vorher jedoch verstand ich, weshalb ich hierher gebracht und zurückgelassen worden war, bei diesen Menschen, die mich böse behandelten und schlugen, die keine Blumentöpfe besaßen, die Colonel Stinker immer die Sauerkrautfresser genannt hatte.

Warum war ich hier?

Was hatte ich hier zu suchen?

Was sollte ich hier?

Ich gehörte nicht zu diesen Menschen, ich verstand ihre Sprache nicht, sie nicht meine. Diesen Menschen, den Sauerkrautfressern, hatten meine Leute – wie Colonel Stinker sagte – kräftig in den Arsch getreten, sie hatten den Krieg verloren. Dabei konnte ich nicht einmal genau sagen, was das war, ein Krieg.

War das hier Krieg?

Hatte ich jetzt den Krieg verloren?

Wie verliert man einen Krieg?

Es gelang mir irgendwie mein aufsteigendes Weinen zurückzudrängen, mich mit aller Kraft zu beherrschen, was für einen kleinen Jungen in diesem Alter eine enorme Leistung war. Die Kehle war mir wie zugeschnürt, aber ich weinte nicht, auch wenn sich meine Augen mit Tränen füllten und ich alles nur noch verschleiert sah.

Schnell wischte ich mir über die Augen, ohne dass auch nur ein einziger tadelnder Blick zu mir flog.

Ein großer, schwarzer, bollernder Ofen mit langem Ofenrohr gab dem Raum etwas Wärme, konnte aber die Schneekälte von draußen nur begrenzt überdecken. Der Geruch von verbrannter Kohle lag in der Luft, kleine Rauchwolken entwichen dem Metallungetüm und daneben sah ich eine große Kohlenkehre, die bis zum Rand gefüllt war.

Es schneite noch immer, große zahllose Flocken waren durch die Scheiben zu erkennen die in dichtem Schneetreiben pausenlos zu Boden fielen, obwohl draußen bereits große Schneeverwehungen im leuchtenden Weiß das Landschaftsbild völlig verändert hatten.

Viele Kinder, sehr viele Kinder waren in dem Raum versammelt, saßen fast ausnahmslos still auf den Stühlen, nur wenige ganz leise flüsternd. Ein paar von ihnen waren älter als ich, andere sogar noch jünger. Ich sah einige, die fast aussahen wie die Männer in den grünen

Uniformen, mit dunkler Haut und dunklen Händen, sogar zwei mit schwarzer Haut und schwarzen Händen, nur viel jünger.

Und alle sahen mich an.

Auch die böse Frau aus dem Keller war da und noch andere Frauen, alle in diesen langen schwarzen Kleidern mit der braunen Schnur um den Bauch, einer Kette um den Hals und mit dem Kreuz vor der Brust. Alle etwas älter, mit strengen Gesichtern, diese seltsame Tuchhaube auf dem Kopf, schweigend still an der Wand stehend und die Kinder beobachtend, die wie geduckt auf ihren Stühlen saßen.

Furcht, lauende Furcht kroch aus allen Halbschatten, waberte als unsichtbarer Nebel über den Boden, ohne dass ich fähig gewesen wäre diesen Gedanken auszusprechen. Ich fühlte diese Angst in allen diesen Kindern in dem großen Raum.

Und sie übertrug sich sofort auf mich wie eine ansteckende Krankheit.

Ich sah sie alle der Reihe nach mit halb gesenktem Blick an, so wie sie alle mich angesehen hatten, ließ meine Augen über die Reihen wandern und wusste plötzlich, was mir schon beim ersten Hinschauen aufgefallen war, was ich aber nicht zu benennen vermochte. Dünn waren sie alle, mit schmalen Gesichtern und schmalen Wangen, dünnen Armen und Körpern, und nicht schlank, sondern wirklich mager. Die Haare waren alle sehr kurz geschnitten, manche fast kahl rasiert, was sie noch dünner aussehen ließ. Fast alle hatten tief liegende Augen, und die mit heller Haut erkennbare blaue Flecken an Armen und Händen.

Ich kam mir richtig dick und unförmig gegen sie vor, - und das verstand ich nicht.

Wieso waren sie alle so anders als ich?

Plötzlich riefen alle gleichzeitig etwas und ich verstand nicht sicher was, glaubte aber, dass es so ähnlich geklungen hatte, als wenn Maggy oder andere zu mir „Good Morning Sweety“ sagten, nachdem ich am frühen Morgen geweckt und in den Baderaum geschickt wurde.

Nur den Namen, den sie am Schluss riefen, verstand ich ziemlich sicher: Maria.

Ganz offensichtlich meinten sie die Frau, die noch immer mit strengem Gesicht neben mir stand und nur kurz nickte, als alle den Sprechchor machten. Es erinnerte mich, erinnerte mich Angst machend einmal mehr an mein verlorenes Zuhause, an die Männer in den grünen Uniformen, wenn sie sich morgens in vielen Reihen auf dem großen Platz aufstellten und Colonel Stinker kurz und laut mit ihnen sprach.

Die anderen Frauen mit den schwarzen Kleidern aber verzogen keine Miene und blieben stumm, ließen ihre Blicke wachsam über die Kinder wandern.

Dann sagte diese Frau neben mir etwas mit schneidend scharfer Stimme, wies dabei mehrmals auf mich, und befahl mir am Ende mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger mich auf den einzigen freien Stuhl mitten zwischen die andern Kinder zu setzen.

Wieder meinte ich gehört zu haben, dass sie das verbotene Wort gesagt hatte, das Colonel Stinker nicht erlaubte, aber das erschien mir jetzt nicht wichtig.

Ich verspürte fast so etwas wie aufkommende Freude, denn ich wurde zu einem Stuhl geschickt auf dem ein Junge saß, der ein paar Jahre älter war als ich, auch deutlich größer. Seine Haut, sein Gesicht und seine Hände waren fast so schwarz wie die von Billy Master Chief. Nur dass er gegen ihn wie eine dürre Stange aussah, mit hängenden Mundwinkeln und fast zerbrechlich dünnen Fingern.

Dennoch fühlte ich mich neben ihm sicherer, denn das konnte nur gut sein, das musste gut sein, er wirkte so vertraut auf mich. Mit ihm würde ich sprechen können, er würde meine Sprache verstehen und mir sicher beibringen, was die Worte der anderen bedeuteten.

Er sah mich nicht an und wenn doch, so ließ er es mich nicht erkennen, hielt den Kopf und Blick gesenkt.

Doch ich war froh neben ihm zu sitzen und noch froher überhaupt zu sitzen, denn meine Kräfte zu stehen oder zu laufen waren nahezu völlig erschöpft. Ich merkte, dass ich sogar zu schwitzen begann, obwohl es noch immer ziemlich kalt in dem großen Raum war.

Fallender weißer Schnee, weiß wie die Unschuld, erstickte und dämpfte jeden Laut außerhalb des Hauses im Eschbachtal und im Raum war es nahezu totenstill. Nicht einmal das Schaben von Stoff auf den Stühlen war zu hören, nur leiser Atem. Stärker als vorher spürbar kroch die Angst lautlos zwischen den Stühlen und den Tischen, kletterte an den dünnen Beinen und Körpern der Kinder empör, brannte sich in ihre Seelen.

Dann ein scharf gesprochener Befehl mit schneidend kalter Stimme.

Alle Kinder und auch die Frauen in den langen schwarzen Kleidern, die an der Wand standen, legten die Hände zusammen und begannen zu beten.

Endlich war da etwas, was mir wirklich vertraut war, denn das kannte ich wohl, hatte ich mehr als einmal auch bei den Männern in den grünen Uniformen gesehen. Doch diese Sprache war mir noch immer unbekannt. Gehorsam und brav legte auch ich meine Handflächen gegeneinander, senkte den Kopf und versuchte wenigstens ein Wort dessen aufzuschnappen und zu verstehen, was da leise murmelnd rings umher gesprochen wurde.

Doch es gelang mir nicht, alles klang fremd und unverständlich.

Niemand störte sich erkennbar daran, dass ich kein Wort über die Lippen brachte, obwohl ich mehr als einmal meinte, dass mich zwei Augen, die Augen der Frau, die Maria genannt wurde, blitzend beobachten.

Wenigstens konnte ich mich beim Amen beteiligen.

Es war kaum verklungen, als wieder zwei Frauen mit den langen schwarzen Kleidern erschienen. Sie schoben einen rostigen, großen Rolltisch herein, auf dem zahlreiche Tassen, hohe Metallkannen und große Tablett mit Brotscheiben lagen. Geübt und hastig wurde alles auf den Tischen verteilt, doch ohne jedes unnötige Geräusch. Keines der Kinder bewegte sich, niemand sagte ein Wort, obwohl ich spürte und sah, dass alle gespannt und voller Ungeduld auf etwas warteten.

Die Stille war unheimlich und bedrohlich.

Die zwei Frauen gingen jeweils mit einer sehr großen, silberfarbenen Kanne von Tisch zu Tisch, die eine links, die andere rechts herum. Vor jedem Kind stellten sie eine große weiße Tasse ab und gossen etwas hinein. Auch ich bekam eine, wagte sogar hinzusehen und erkannte, dass es dieses leicht braune Wasser war, das hier aus den angerosteten Hähnen kam. Jedes Kind bekam seine eigene Ration. Eine der hohen Metallkannen kam zusätzlich auf jeden Tisch.

Dann trafen sich die beiden Frauen an der Stirnseite des offenen Quadrates, füllten die letzten beiden Tassen und gingen wieder wortlos hinaus. Die anderen Frauen blieben immer noch stumm an der Wand stehen und beobachteten weiter unentwegt die Kinder, wie drohende Wächter.

Die Frau, die Maria genannt wurde, gab einen halblauten, kurzen Befehl und alle Kinder beugten sich vor, nahmen sich eine Scheibe Brot von dem nächsten Tablett vor sich, und dann begannen alle zu essen.

Auch ich hatte mir eine Scheibe genommen. Erstens, weil niemand mich davon abhielt, und zweitens, weil mir schlagartig mein nagender Hunger bewusst wurde. Die Brotscheibe war mit einem hauchdünnen weißen Belag bedeckt. Alle Scheiben waren seltsam hart und leicht gekrümmt. Aber ich nahm daran keinen Anstoß und dachte, dass vielleicht das Brot hier anders war, als ich es bisher kannte. Ich sah mich auf dem Tisch um, konnte aber nirgends etwas entdecken, was mir aus meinem früheren Zuhause vertraut war und so herrlich lecker schmeckte. Es gab nur dieses Brot mit der hauchdünnen weißen Schicht darauf.

Also wandte ich mich zu dem großen Jungen an meiner Seite, den mit der schwarzen Haut wie Billy Master Chief.

„Where ... where is ... the Jelly ...?“ flüsterte ich ihm leise zu, und er wandte mir sofort sein schmales schwarzes Gesicht zu, mit erkennbarer Angst in den Augen und schien kein Wort zu verstehen von dem, was ich sagte.

„Je ... Jellie ...?“ fragte er flüsternd und seltsam ungeschickt in der Sprache und zog eine fragende Grimasse.

„Yes ... where is the Jelly ...?“ entgegnete ich nur einen Hauch lauter und löste damit erneut ein Fiasko für mich aus. Zum Einen verriet mir das Gesicht meines Gegenübers, diese ratlosen, schwarzen Gesichtszüge, dass er kein Wort von dem verstand, was ich sagte. Er flüsterte zwar nichts mehr zurück, aber obwohl ich erst 5 Jahre alt war, begriff ich sofort, dass er nicht meine Sprache sprach, dass ich nicht auf seine Hilfe hoffen konnte.

Zum Anderen erhob sich laut und schneidend scharf die Stimme der Frau Maria und sie schrie mir über die Tische zu, schlug mehrmals laut dröhnend mit der flachen Hand darauf, beugte sich mit blitzenden Augen leicht nach vorn und zeigte einmal mehr, dass sie meine Sprache ebenfalls nicht verstand. Doch schien ihr das völlig gleichgültig zu sein. Ihre Worte peitschten scharf wie Ohrfeigen über ihre schmalen Lippen. Mindestens einmal hörte ich das

verbotene Wort, hörte die Schärfe in ihrer Stimme, die Feindseligkeit - und wurde leichenblass, weil ich voller Angst meinte, dass jeden Moment eine der Frauen an der Wand hinter mir auf mich zugehen und auf mich einprügeln würde.

Mein schwarzhäutiger Tischnachbar schien sich noch eine Spur tiefer zu ducken, beugte sogar den Oberkörper etwas über den Tisch und wagte so verdeckt mir ein stummes Zeichen zu geben. Er legte hastig den Zeigefinger auf die leicht gespitzten Lippen und aß dann weiter an seiner Brotscheibe.

Das düstere Raubtier Furcht schlug seine Krallen lautlos in die Tischplatte vor mir, zerkratzte kreischend das Holz, ohne dass auch nur ein einziges Geräusch zu hören war, richtete sich aus seiner Lauerstellung halb auf, wandte sich mir zähnefletschend zu, drohend und leise fauchend.

Die Frau Maria am Kopfende der Tische war wieder still, sah mich aber noch immer wütend und erzürnt an. Ich hatte durchaus verstanden, was der Sinn ihrer Worte war, auch wenn mir vor Angst das Herz bis zum Halse schlug und ich kaum zu denken wagte. Ich hatte schon bei ihren ersten lauten Worten ohne Unterlass zu zittern begonnen und dabei fast die Brotscheibe aus der Hand fallen lassen. Zwar wusste ich nicht warum es so schlimm war, dass ich leise diese Frage gestellt hatte, denn Maggy und ich hatten immer miteinander geredet und gelacht, wenn wir gemeinsam frühstückten, und wir hatten nicht einmal leise geflüstert.

Aber ich wusste jetzt, dass es besser und klüger war nicht zu reden, auch nicht zu flüstern. Und ich wusste, dass es keine Jelly für mich geben würde, für niemanden in diesem Raum. Keines der anderen Kinder sah mich an, alle hielten den Blick gesenkt, um nur ja nicht zu viel Aufmerksamkeit zu erregen und womöglich in den Zorn der Frau Maria hinein gezogen zu werden. Auch sie wussten um das Untier Angst in diesem großen Raum, kannten es schon länger und waren klug genug es nicht unnötig zu reizen.

Ich verstand, ohne ein Wort zu verstehen, dass ich ebenfalls klug beraten war jetzt nur meinen Hunger zu stillen und keine Fragen mehr zu stellen.

Die Brotscheibe war viel trockener, als ich gedacht hatte. Ich brauchte ganz schön viel Kraft, um ein Stück abzubeißen, spürte dadurch wieder meine aufgeschlagenen Lippen, wie weh es tat. Aber ich aß tapfer weiter und kämpfte gleichzeitig gegen meine immer wieder aufsteigenden Tränen. Immerhin erkannte ich bei dem hauchdünnen Brotaufstrich eine Ähnlichkeit mit der Butter, wie ich sie immer auf meinem Brot Zuhause gegessen hatte. Zumindest das schien mir vertraut. Doch war ich viel zu hungrig, um dem irgendeinen größeren Gedanken nachzuschicken.

Das Brot war zwar nicht lecker und es bedurfte reichlich des hellbraunen Wassers, um es gut schlucken zu können, aber dafür gab es durchaus genug, um meinen ersten nagenden Hunger zu stillen. Schon nach der ersten Scheibe fühlte ich mich wieder viel kräftiger und auch mein Schwitzen hörte wieder auf, mein Herz schlug wieder ruhiger. Ich vermied es wie die anderen einen Blick in die Runde zu werfen, sah niemanden an und fühlte bei der zweiten Brotscheibe wieder diese Frage in mir aufsteigen, die mich vorher schon so verwirrt hatte.

Wie war das möglich?

Wieso sprach ein schwarzhäutiger Junge nicht meine Sprache?

Alle Menschen mit schwarzer Haut, die ich kannte, sprachen meine Sprache.

Nur der magere Junge neben mir nicht.

Ich konnte das nicht verstehen.

Aber ich brauchte unbedingt noch etwas zu trinken, meine Tasse war leer und die Brotscheibe so widerspenstig trocken. Ich sah mich auf dem Tisch um, ohne den Kopf zu heben. In der mattgrauen Metallkanne ahnte ich mehr Wasser, wagte aber nicht danach zu greifen, weil ich nicht wusste, ob das verboten war und nur einen neuen Zornesausbruch von Frau Maria auslösen würde.

Da passierte etwas, was ich absolut nicht erwartet hätte.

Ob der schwarzhäutige, große Junge neben mir meinen suchenden Blick gesehen hatte, wusste ich nicht zu sagen. Aber ich zuckte heftig und angstvoll zusammen, als er plötzlich fast lautlos und schnell nach der hohen Metallkanne griff, sie hochhob und mir vorsichtig neues rostbraunes Wasser in meine Tasse schüttete, ohne einen einzigen Tropfen auf dem Tisch zu vergeuden.

Ich hätte das sicherlich nicht so perfekt gekonnt.

Frau Maria hatte uns schon bei seiner ersten Bewegung sofort scharf ins Auge gefasst und auch jetzt beobachtete sie uns mit zusammengekniffenen Augen. Doch sie sagte kein Wort.

Ich wagte einen schnellen Seitenblick auf meinen schwarzhäutigen Tischnachbarn, der mir kaum sichtbar zugrinste, öffnete den Mund um mich artig zu bedanken.

Da legte er sofort wieder hastig den Zeigefinger auf die Lippen.

Nicht sprechen, nicht sprechen, das verstand ich auch ohne Worte.

Auch an den anderen Tischen entstand jetzt minimale Bewegung, auch dort wurden Tassen von den Kindern nachgefüllt, und die Größeren taten das für die Kleinen.

Aber alle taten es, ohne aufzublicken, lautlos stumm.

Ich war dankbar und wusste, dass ich um eine erneute Strafe gerade noch so herum gekommen war. Billy Master Chief und Maggy hatten mir beigebracht, dass es eine Frage der Ehre war, sich für Hilfe zu bedanken. Doch hier, so erkannte ich trotz meiner eher geringen Lebenserfahrung, würde es auch reichen meinem schwarzen Tischnachbarn zu einem späteren Zeitpunkt für seine Hilfe zu danken.

Wäre es allein um Appetit gegangen, hätte ich nicht mehr weiter auf meinem Brot herumgekaut, aber mein scheinbar unstillbarer Hunger verlangte nach mehr, bis ich nach der dritten Scheibe fast erschrocken feststellte, dass sich kein Brot mehr auf dem Tablett befand.

Ich warf einen verstohlen fragenden Blick auf den Jungen neben mir, doch der sah mich nicht an. Dafür schüttelte er kaum sichtbar den Kopf und schob mir dann blitzschnell fast die Hälfte seiner noch nicht gegessenen Brotscheibe hin.

Mir blieb fast der Atem weg und ich starrte auf die abgerissene Brothälfte.

Warum tat er das?

Wieso gab er mir etwas ab?

Er drehte im selben Moment ein ganz klein wenig den Kopf zu mir, grinste verstohlen und nickte mir zu, wobei er gleichzeitig wieder zum Zeichen des Schweigens seinen Zeigefinger auf die Lippen legte.

Ich war noch immer viel zu hungrig um sein freiwilliges Angebot abzulehnen.

Kaum war die halbe Scheibe Brot von mir aufgegessen, ertönte plötzlich ungeheuer laut ein kleines Glöckchen und Frau Maria klatschte in die Hände, worauf alle wieder die Hände zusammenlegten und erneut zu beten angingen.

Ich blieb wieder stumm, denn ich hatte kein Wort, das ich diesem Gebet hinzufügen konnte.

Und dafür schämte ich mich ein wenig.

So stimmte ich wieder beim Amen um so entschlossener ein.

„Gibt es nicht mehr ...?“ flüsterte ich in meiner Sprache mit den letzten Tönen meinem schwarzhäutigen Tischnachbarn zu, denn ich hatte noch immer Hunger und die Hoffnung, dass er mich vielleicht doch verstehen könnte. Sein Blick flog mir voller Entsetzen zu und sofort wieder weg, tiefer noch als vorher senkte er den Kopf.

Doch es war schon zu spät.

Frau Maria hatte mich offenbar gehört, und so gellte ihre Stimme zu mir herüber, zornig und wie schallende Ohrfeigen, mit schmalen blitzenden Augen, und wieder benutzte sie nach meiner Meinung dieses verbotene Wort. Gleich mehrfach schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch.

Der Hieb an den Hinterkopf traf mich mit voller Wucht, und weil ich darauf nicht gefasst war, flog mein Kopf schmerzhaft nach vorn. Es war eine der Frauen, die an der Wand standen und die Kinder beobachteten, die hinter mich getreten war und kräftig zuschlug. Nur meine vor mir auf der Tischplatte liegenden Hände verhinderten, dass ich schmerzhaft mit dem Gesicht aufklatschte.

Und sofort folgte ein weiterer Schlag, nicht ganz so fest, wieder auf den Hinterkopf, und Frau Maria schrie wutentbrannt wieder dieses Wort, zusammen mit ein paar anderen, die ich wie zuvor nicht verstehen konnte.

Das spielte aber auch keine Rolle mehr, denn ich war so erschrocken, dass ich schlagartig in Tränen ausbrach, alle meine Selbstbeherrschung fiel in sich zusammen. Ich schrie auf, weinte laut los und konnte mich nicht beruhigen, obwohl jetzt alle Augen auf mich gerichtet waren.

Da folgte ein weiterer Schlag.

Und wieder schrie Frau Maria.

Ich weinte lauter.

Noch ein Schlag, noch etwas fester. Wieder flog mein Kopf nach vorn.

Doch ich schrie nur umso lauter auf und weinte aus vollem Herzen mit aller Kraft, die ich noch besaß.

Da bekam ich noch einen Schlag und gleich noch einen, und links und rechts zwei fast gleichzeitig. Es konnte mein Weinen nicht mehr stoppen, im Gegenteil. Auch nicht die kreischende Stimme von Frau Maria und ihre wüsten Beschimpfungen. Dass der tiefschwarze Junge neben mir den Kopf schüttelte, mich am Arm packte und zudrückte, damit ich zu weinen aufhörte, bekam ich gar nicht mit, so sehr verlor ich jede Fassung.

Ich hörte kein Stühlerücken, keine Schritte, aber bekam plötzlich eine unglaublich kraftvolle Ohrfeige von vorn, die mich fast von meinem Stuhl schleuderte, - mich aber nur noch lauter aufschreien ließ.

Da knallte die nächste Ohrfeige in mein Gesicht, dieses Mal auf die andere Seite.

Kinderstimmen erhoben sich leise im Hintergrund, ohne dass ich davon irgendetwas hörte, denn ich weinte gellend laut.

Frau Maria stand vor mir, ihr Gesicht ganz nahe, wutverzerrt, und sie schrie mir irgendetwas zu, benutzte das verbotene Wort, doch mir war jetzt alles egal. Sie spuckte mich wieder vor Wut an, riss mich an den Haaren, doch sie konnte meine Tränen nicht stoppen.

Da schlug sie erneut zu, links – rechts – links – rechts – links – rechts.

Dieses Mal rissen mich die Ohrfeigen vom Stuhl.

Ich polterte schmerzhaft zu Boden, stieß mich heftig an der Stuhllehne des schwarzen Jungen neben mir, bekam von hinten einen kräftigen Tritt in die Seite und für ein paar Sekunden keine Luft mehr. Die andere Frau hinter mir riss mich hoch, aber die Beine knickten mir weg und ich schlug erneut zu Boden.

Das erstickte mein Weinen in einem Wimmern.

Ich lag halb verdreht auf dem Boden, hatte die Arme instinktiv schützend über meinen Kopf gezogen und die Beine dicht an den Körper.

Frau Maria schrie und schrie und schrie irgendwelche Worte, und immer wieder meinte ich das verbotene Wort zu hören, aber die panische Angst lähmte meine Wahrnehmung. Mein Gesicht brannte wie Feuer und schien größer und dicker zu werden. Ich kotzte all mein mühsam herunter gewürgtes Brot auf den rohen Holzboden.

Und bekam gleich noch einen heftigen Tritt dafür in die Seite und machte mir in die Hosen, denn jetzt beherrschte mich nur noch nackte Angst.

Den nächsten Tritt spürte ich kaum noch, denn schwarze Nebel wallten vor meinen Augen. Ich wollte schreien und weinen, so laut ich nur konnte. Aber ich war mir sicher, dass ich nicht mehr hervorbrachte als dieses schmerzerfüllte Wimmern, das ich wie aus weiter Ferne hörte. Frau Maria schrie immer noch und ich hörte auch, wie sie mit der flachen Hand auf die Tischplatte schlug, wieder und wieder, - und war froh, dass dieser Tisch sie hinderte, erneut zu mir zu kommen und weiter auf mich einzuschlagen.

Stattdessen wurde ich hochgerissen und weg geschleift und von der Angst gepackt wieder in dem dunklen Keller zu landen, wieder endlose Stunden dort zu verbringen, ausgeliefert an die totale Stille. Wieder schleiften meine kraftlosen Beine über den Boden, zog ich mir neue blutige Schrammen zu, stieß schmerzhaft mit dem Fuß an einen Türrahmen und mit dem Kopf gleich auch noch.

Aber all das nahm ich nur noch halb bewusst war.

Auch nicht, dass ich schon wieder nackt ausgezogen wurde, dass eine ganz andere Stimme als die von Frau Maria unentwegt böse fluchte. Nicht, dass ich nackt auf einem kalten Steinboden lag, dass ich noch einen eher leichten Tritt bekam, dass meine Zähne vor Kälte rasend aufeinander schlugen, dass ich wie Espenlaub zitterte.

Und zum ersten Mal hörte ich ganz deutlich und unmissverständlich dieses verbotene Wort etwas über mir, von einer halblauten Frauenstimme: „ ... Negerkind ...“, und noch eines, dass ich von den Männern in den grünen Uniformen kannte: „ ... Bastard ...“

Dann traf mich das eiskalte Wasser wie ein mörderischer Faustschlag, ließ mich nach Luft schnappen.

Und noch mehr eiskaltes Wasser, mit hartem Druck und einem Wasserschlauch auf meinen ohnehin geschundenen Kinderkörper gespritzt.

Vielleicht verlor ich für einen Augenblick das Bewusstsein, ich erinnere mich nicht daran. Aber ich lag auf einmal auf einem Bett, sauber von Erbrochenem und Pisse, warm angezogen und zugedeckt, schwer atmend, voller Schmerzen am ganzen Leib und ließ alles von mir weggleiten, was mich hielt in dieser bösen Welt.

Und wachte plötzlich wieder auf, wie aus einem bösen Albtraum, nur um erneut im gleichen Albtraum zu landen, erfüllt von der keifenden Stimme von Frau Maria.

Wieder verstand ich keines der Wörter, die ohne Unterlass auf mich einprasselten, sah aber ihr zorniges Gesicht, ihre blitzenden Augen und wie sie – wie immer – feine Tropfen spuckte vor lauter Zorn. Sie trat mit dem Fuß gegen mein Metallbett, dass es sich wie von Zauberhand laut kreischend einen halben Meter zur Seite wegbewegte, fuchtelte mit den Armen, zog mir die wärmende Decke weg und zeigte mit ausgestrecktem Arm zur offenen Schlafraumtür.

Mein Herz schlug bis zum Hals und ohne dass sie mich erneut schlug, brach mir der Schweiß vor Angst am ganzen Körper aus. Ich erwartete jeden Moment erneut schallende und schmerzhaft Ohrfeigen, spürte noch die vorangegangenen und die Tritte. Es gab unzählige Stellen an meinem kleinen Kinderkörper, die bei jeder Bewegung heftigen Schmerz auslösten. Mein Gesicht fühlte sich dick und geschwollen an, ohne dass ich nachfühlte, ob diese Angst berechtigt war.

Aber diese Geste von ihr verstand ich absolut.

Ich sollte hinausgehen und war auch sofort voller Angst und Panik dazu bereit.

Angezogen war ich ja fix und fertig, musste nur noch die kleinen Schuhe anziehen, die vor meinem Bett standen. Es waren nicht meine schönen Stiefel, sondern solche aus abgeschabtem Leder, vielfach getragen, grob gearbeitet. Doch es waren die einzigen Schuhe, die mir zur Verfügung standen. Noch wusste ich nicht, was aus meinen schönen Sachen geworden war. Stattdessen trug ich diese ausgefranste und viel getragene graubraune Hose und einen grob gestrickten Pullover, der mir zu groß war und fürchterlich kratzte. Seine Farbe war selbst bei längerem Hinsehen für mich nicht zu erkennen, so ausgewaschen war sie.

Ich fiel vor Kraftlosigkeit sofort hin und zitterte erneut wie Espenlaub.

Frau Maria trat fluchend auf mich zu und ich dachte schon sie würde mich erneut schlagen, doch stattdessen zog sie mir die Schuhe an, band sie mir zu, obwohl ich dies von Billy Master Chief so gut gelernt hatte. Nur zitterten meine Hände so heftig, dass ich die Schnürsenkel nicht mal greifen konnte.

Als ich halb gezogen auf die Beine kam, fiel ich erneut wieder hin und fing mich im letzten Moment auf dem Boden mit den Händen ab, sonst wäre ich voll aufs Gesicht geschlagen.

Frau Maria fluchte wieder und zog mich erneut auf die Beine. Dieses Mal schaffte ich es nicht vor Schwäche und Zittern in den Beinen umzufallen. Staksig und unsicher setzte ich einen Fuß vor den anderen, dicht gefolgt von Frau Maria, die mir plötzlich zu meiner Überraschung eine seltsam unförmige, dicke graue Jacke anzog, deren Arme erkennbar abgeschnitten und umgenäht worden waren. Die Schultern waren viel zu breit für einen Knirps wie mich, aber das kümmerte Frau Maria nicht. Sie knöpfte die Jacke zu, zog mir eine viel zu große fleckige Wollmütze über den Kopf und wickelte mir ein Tuch um den Hals, das entfernt an einen Schal erinnerte. Er roch nach Schweiß und lange ungewaschen.

Dann sagte sie wieder unverkennbar das verbotene Wort und stieß mich vor sich her.

Sie schob mich über den Gang, hinüber zu dem großen Essraum, aber da waren jetzt keine Kinder und keine anderen Frauen in langen schwarzen Kleidern. Ohne Zögern wurde ich vorwärts gedrängt zum Ausgang und dem kleinen Windfang, wo ein dicker Vorhang vergeblich versuchte die Schneekälte von draußen abzuhalten.

Frau Maria riss die Tür auf, und sofort peitschte mir eisigkalter Wind um die Ohren, fegten dichte Schneeflocken um mein Gesicht. Ich bekam einen leichten Stoß in den Rücken und schon stand ich draußen im Schnee tobenden Winter des Bergischen Landes, mit Schneeverwehungen die höher als meine Körpergröße reichten, über die ich nicht einmal hinweg in den nahen Wald sehen konnte.

Und da waren auch die anderen Kinder, ebenso unförmig dick angezogen, mit Schaufeln in den Händen und schippten Schnee, um einen breiten Weg bis zum völlig verschneiten Zaun und zur nicht mal andeutungsweise erkennbaren Straße frei zu bekommen. Von den anderen Frauen war keine zu sehen, aber Frau Maria drückte mir wortlos eine große Schaufel in die Hand, die mich um fast das Doppelte überragte, und wies mich mit ausgestrecktem Arm den anderen beim Schneeschippen zu helfen. Die hatten für einen Augenblick ihre offensichtlich anstrengende Arbeit unterbrochen, sahen zu uns herüber, hatten schon etwa fünf – sechs Schritte Schnee aus dem Weg geschafft, indem sie ihn im hohen Bogen zu Seite schleuderten. Sie waren alle größer als ich und auch der schwarze Junge, der neben mir gesessen hatte, war unter ihnen. Ich brauchte nur halb hinzusehen um zu erkennen, dass sie wahre Schwerstarbeit leisteten, denn auch ihnen ragten die Schneeverwehungen links und rechts ihrer freigeräumten Gasse bis zur Brust. Offenbar war der Schnee jedoch fest genug, dass er nicht nachrutschte und ihre Arbeit wieder zunichte machte. Ich erkannte auch warum, sie hatten ihn mit ihren Schaufeln an den Seiten kräftig festgeklopft.

Keines der frierend schuftenden Kinder war so klein wie ich.

Frau Maria sagte etwas zu mir, kniff dabei wegen des Schneetreibens die Augen zusammen und schrie den anderen Kindern irgendetwas zu. Doch die zögerten noch ihre Arbeit wieder aufzunehmen, sahen mich unverwandt an. Wieder erklang verwehend durch den Wind Frau Marias Stimme schrill in mein Ohr und ich bekam einen kräftigen Stoß in den Rücken, der mich stolpernd auf die anderen Kindern zugehen ließ.

Hinter mir hörte ich die Tür zuschlagen.

Frau Maria war wieder im Haus, nicht mehr dem starken Wind und der Kälte ausgesetzt, ganz im Gegensatz zu uns Kindern.

Sie sahen mich an, wie ich schwankend vor ihnen stand.

Ich sah sie an, keiner sagte ein Wort.

Dann fing einer wieder an zu schaufeln, hob einen kleinen Haufen Schnee hoch, soviel er tragen und wegschleudern konnte, und warf ihn über die Köpfe der anderen irgendwo ins verwehte Weiß, außerhalb meiner Sicht. Alle fingen jetzt wieder an zu schaufeln, denn ihnen war kalt und die harte Arbeit verhinderte, dass sie allzu sehr froren.

Ich hingegen hatte das Gefühl, dass mir die Hände zu Stein erstarrt waren, dass die Eiseskälte durch meine Hosenbeine, über meinen Nacken und meine Ärmel bis tief an meine Haut kroch, und von dort gleich weiter in meinen ganzen schmerzenden Körper.

Eines der Kinder mit brauner Wollmütze und roten Wangen sagte etwas zu mir, doch ich verstand ihn nicht. Ich ahnte jedoch, was er sagen wollte und versuchte es den anderen nachzutun, schon um nicht schon wieder unangenehm aufzufallen und neue Prügel zu riskieren. Ich vermutete, dass Frau Maria und ein paar andere Frauen uns von den Fenstern beobachteten. Sie brauchten sich keine Gedanken zu machen, dass wir aus dem Heim weglaufen würden, denn durch die enorm tiefen Schneeverwehungen wären wir nicht nur nicht weit gekommen, sondern sicher auch nach kurzer Zeit erfroren.

Es war kalt, lausig kalt.

Der Wind riss an meiner Gesichtshaut, ließ sie schmerzen und die Augen tränen.

Ich ging ein paar weitere Schritte nach vorn, wo der freigeräumte Gang endete, sah mir dabei genau an wie es die anderen mit den halb verrosteten Schaufeln machten und fragte mich, ob ich das wohl auch schaffen konnte. Sehr kräftig fühlte ich mich im Moment nicht.

Ich wunderte mich sogar, dass die Welt um mich herum wackelte und schwankte und meinte, dass das wohl der Wind wäre, der leichtes Spiel mit einem kleinen Jungen wie mir hatte.

Doch sah ich auch seltsame rote Blütenblätter im Wind verwehen und glaubte leise rufende Stimmen zu hören.

Die Schaufel erschien mir entsetzlich schwer, der Stiel so dick, dass ich sie nur mit beiden Händen halten konnte. Die aber hielten sie nur noch, weil sie so kalt und steif gefroren waren, dass ich sie gar nicht loslassen konnte - selbst wenn ich es gewollt hätte.

Noch einmal sah ich zu, wie die anderen Kinder ihre schwere Arbeit verrichteten. Einer von ihnen mit einem dicken Tuch, dass er sich um den Kopf geschlungen hatte, ein sehr großer Junge mit heller Haut, grauen Augen und gerade noch sichtbaren blonden Haarspitzen, eingehüllt in eine alte, graue Armeejacke und eine dicke unförmige Hose, und sogar mit richtigen Stiefeln an den Füßen, nickte mir aufmunternd zu, klopfte mir kurz auf die Schulter, und

schleuderte dann in einer einzigen kraftvollen Bewegung eine große Schneemenge mit Schwung über die Schneeverwehung weg.

Der Wind riss mich hin und her, aber ich versuchte es mit aller Tapferkeit und Mut.

Ich stieß die schwere Schaufel in den Schnee, der erstaunlich leicht nachgab, versuchte sie hochzuheben und war schon voller Zuversicht.

Da passierte es, völlig unerwartet für mich.

Irgendetwas in meinem Kopf schien schlagartig zu Ende zu gehen. Schneller als ich denken konnte umgab mich bodenlose Schwärze, die mich magisch anzog, in die ich langsam, erst ganz langsam hineinfiel und dann immer schneller stürzte.

Dass ich mit dem Gesicht und meinem ganzen schmerzenden Körper in den Schnee fiel, dass die Kälte des Schnees sofort meine Haut vereiste, nahm ich schon gar nicht mehr wahr.

Bodenloses Schwarz trug mich still von dannen und für eine wohltuende Zeit gab es auch für mich wieder stillen Frieden.

...Im Chor sprechen schien Frau Müller für sehr lehrreich zu halten.

Dann lernten wir neue Buchstaben, und die ersten Worte aus mehr als zwei oder drei von ihnen richtig zusammensetzen, sodass vertraute Worte auf einmal an der Tafel und in unseren Heften standen. Irritierend war nur für alle, dass es kleine und große Buchstaben gab, was sich allerdings nicht auf die Größe bezog, wie sie geschrieben waren, sondern auf den ersten Buchstaben eines kleinen Wortes. Dabei war es nicht einmal so, dass alle Worte mit einem Großbuchstaben anfangen, sondern das änderte sich ständig, bei jedem kleinen Wort, das wir lernten.

Ich empfand das als sehr umständlich und kompliziert, lauschte aber sehr aufmerksam auf die Regeln, nach denen diese verschiedenen Worte gelernt werden mussten. Frau Müller erklärte das sehr plastisch. Alles, was man anfassen und sehen konnte, wurde meistens groß geschrieben, also mit einem Großbuchstaben am Anfang. Der sah allerdings immer ganz anders aus, als sein Verwandter in Kleinbuchstaben.

Leichter wurde es dadurch wahrlich nicht.

Alles was man tat oder tun wollte, wurde meistens klein geschrieben.

Warum das so war, erklärte sie nicht so richtig, vielleicht auch deshalb, weil sie sich das für später aufheben wollte, wenn wir wenigstens schon mal alle kleinen und großen Buchstaben und die ersten geschriebenen Worte kannten.

Aber ich verstand immerhin, dass ein Rad deswegen groß geschrieben wurde, weil man es anfassen konnte. Auch Gras konnte man anfassen, eine Katze oder Hund, eine Kuh oder eine Maus.

Sehen konnte man nicht anfassen, also begann es mit einem kleinen Buchstaben, laufen auch, und geben und halten, - das konnte man alles nur tun.

Aber dann gab es auch noch diese ganz schwierigen Worte, wie Essen und essen, das man anfassen und sehen konnte und was man tat oder tun wollte. So wurde es einmal klein geschrieben und dann wieder groß.

Nicht nur ich fand das sehr kompliziert.

Namen wurden immer mit einem Großbuchstaben begonnen, weil sie ja zu einem Menschen gehörten, den man sehen und anfassen konnte. Mit Namen ließ sich gut üben, auch neue Buchstaben. Über Namen wie Otto konnten wir sogar lachen, weil sie von vorn und von hinten gleich klangen. Aber sehr viele davon gab es nicht, und Willi klang zwar fast so, war aber nicht rückwärts zu lesen.

Natürlich versuchten alle möglichst mal ihren eigenen Namen aus verschiedenen Buchstaben zu schreiben, was gar nicht so leicht war. Durch meinen Namen Fritz lernten wir gleich wieder einen neuen Buchstaben kennen, obwohl ich ihn erstmal mit einem „s“ am Ende geschrieben hatte. Doch ein Name wie Siegfried oder Theodor war schon eine echte Herausforderung an die Schreibkunst.

Es kam ohnehin erst mal darauf an einfache Kombinationen aus Buchstaben als Wörter zu erkennen und sie bestimmten Bildern zuzuordnen. Diese Bilder fanden sich in einem Buch, dass alle anderen Erstklässler, die nicht aus dem Waisenhaus kamen, bereits besaßen, während wir uns zu zweit eines teilten, das uns Frau Müller aus dem Schulbestand lieh.

Da waren richtig schöne Bilder drin, und sofort fielen mir meine schönen Bilderbücher ein, die ich von Maggy und Billy Master Chief und meinen großen Freunden in den grünen Uniformen geschenkt bekommen hatte, die weggenommen und unwiederbringbar endgültig verloren im Besitz irgendeines Kindes aus Reinshagen oder sonst wo waren.

Es tat weh sich daran zu erinnern, und auch sich der Realität bewusst zu werden, dass ich immer öfter und jeden Tag etwas mehr nicht mehr so genau sagen konnte, wie Maggy eigentlich ausgesehen hatte. Die Erinnerung an sie und sogar an Billy Master Chief begann in meinem Gedächtnis zu verblassen. Aber was noch viel schlimmer war, auch meine ursprünglich erlernte Sprache begann langsam zu schwinden, trotz der intensiven Bemühungen von Kellerratte und Benny. Immer öfter musste ich schon länger nach den richtigen Worten in meiner früheren Sprache suchen, als die in meiner gerade erst erlernten Neuen. Das lag sicherlich auch daran, dass ich mit großem Eifer und Ehrgeiz in der Schule jene Worte lernte, die wir aus einzelnen Buchstaben zusammensetzten. Schließlich wollte ich ja unbedingt so bald als möglich richtig lesen und schreiben können, um etwas über die Welt da draußen außerhalb des Waisenhauses zu lernen, über die Vögel und andere Tiere, über

Bäume und Pflanzen, und alles, was es da noch geben mochte. Ich wusste so wenig darüber, und wurde mir dessen bewusst, wenn ich die größeren Schüler darüber reden hörte, wenn Frau Müller darüber im Unterricht sprach.

Manchmal brachte ich die Wörter in meiner früheren und meiner erlernten Sprache auch noch durcheinander, was dann meistens ziemlich komisch klang. Für die anderen Kinder aus dem Waisenhaus, die gar nicht meine frühere Sprache Englisch beherrschten, war es noch viel schwieriger und nahezu unmöglich wenigstens ein paar Worte daraus zu lernen und zu behalten. Sie wollten die nur zu gerne lernen und beherrschen, weil sie sich dann in einer Art Geheimsprache unterhalten konnten, ohne dass die anderen Schüler auch nur ein Wort von dem verstanden. Es kam ein seltsames Kauderwelsch dabei heraus, wenn sie es mühsam dennoch versuchten, und dabei von einer Sprache in die andere wechselten. Das konnte selbst ich oft nicht mehr verstehen, obwohl meine Erfahrung darin noch wesentlich frischer war, als die jener, die schon lange im Heim lebten. Es fiel mir auch schwer zu begreifen, warum Kellerratte und Benny diese andere, diese Hilfsschule besuchten, wenn sie doch offensichtlich fähig waren in beiden Sprachen gut klarzukommen, sich zu unterhalten. Bennys Englisch war zweifellos seltsam und gebrochen, doch ich verstand ihn, - nicht nur, weil ich ihn als einen besonders starken Freund betrachtete. Stark vor allen Dingen deswegen, weil er über erstaunliche Körperkräfte verfügte, manchmal etwas reizbar und ungeduldig war, schnell aggressiv reagierte. Er tat keinem der anderen Waisenhauskinder irgendetwas, trat ihnen gegenüber nicht bedrohend auf, - doch selbst an der Hilfsschule war er absolut gefürchtet, weil er nicht lange zögerte, seine Kraft auch gegen andere Schüler einzusetzen, wenn die ihn provozierten. Da setzte es schnell ordentlich Prügel.

Immerhin blieb er deshalb nahezu unbehelligt von Feindseligkeiten gegen sich.

Ich hätte gerne so ein Buch für den Schreibunterricht behalten, allein schon wegen der schönen Bilder, aber Frau Müller ermahnte uns mit strenger Stimme sehr sorgsam damit umzugehen, da sie die später alle wieder unbeschädigt zurückhaben wollte.

Wir kleinen Schüler waren schon nach kurzer Unterrichtszeit erst einmal hinreichend beschäftigt, sodass Frau Müller sich nun den geduldig und still wartenden Schülern aus der höheren Klasse zuwenden, ihre Hausaufgaben kontrollieren und kommentieren, neue Aufgaben verteilen und ein paar strenge Ermahnungen an offenbar nicht so fleißige Schüler verteilen konnte. Selbstverständlich erwartete sie von uns, dass wir uns ebenso still, diszipliniert und brav verhielten wie die Großen vorher. Alles andere hätte sie sofort streng bestraft.

Ich nutzte die Zeit jedoch nicht nur um meine neu erlernten Buchstaben nachzumalen, sondern auch um ein wenig vor mich hinzuträumen, meine Gedanken fliegen zu lassen, was wegen der harten Arbeit im Waisenhaus oft gar nicht möglich war.

Das war wie mit den Happy Birthdays, die wir Kinder heimlich feierten, bei denen wir aus unseren verschiedenen Schätzen kleine schöne Stücke verschenkten an jene, die an diesem Tag Geburtstag hatten. Inzwischen besaßen wir so viel Routine darin, dass das schon am frühen Morgen losging, gerade als wir aus dem Bett heraus waren. Klammheimlich wechselten kleine Gegenstände den Besitzer, denn selbst die ganz Kleinen hatten längst erkannt, dass es verdammt riskant war, damit bis zum Abend zu warten.

Wie sollte man die vielen neuen schönen Stücke für den eigenen Schatz unbemerkt ins Versteck bringen, ohne sich dabei in Gefahr zu bringen, dass eine der Ordensschwwestern sie dabei erwischte. Das hätte einen Riesenärger gegeben und vielleicht sogar Schläge bedeutet, - ganz abgesehen davon, dass dann wahrscheinlich der ganze neue Schatz verloren gewesen wäre.

Niemandes Schatzversteck war in den letzten Wochen und Monaten entdeckt worden, von meinem wussten nur ganz wenige meiner Freunde, und nur die hatten es schon einmal gesehen. Dabei war mein ehemals prall gefüllter Strumpf inzwischen deutlich schmaler geworden, viele schöne Geschenke, die ich von anderen zu meinem Geburtstag erhalten hatte, waren bereits zu neuen Besitzern gewechselt. Meine Glasscherbe aber war mir heilig und unverschenkbar. Ich dachte manchmal an sie, ihre feurigen Lichter, die entstanden, wenn ich sie dicht ans Auge hielt.

Doch noch öfter dachte ich an meinen neuen Freund, dessen Nähe ich immer wieder suchte, in Gedanken und Träumen, während ich neu gelernte Buchstaben malte und sie zu kleinen Wörtern zusammensetzte.

Ich kannte nicht den Namen meines neuen Freundes, nicht sein Gesicht, aber schon eine ganze Menge von seiner Welt, die ich real nicht betreten konnte, - nur in meinen Träumen.

Benny hatte mich mit ihm bekannt gemacht, als er mir die Geschichte von dem großen Indianerkrieger erzählte, von den Stämmen, wie sie ihre kleinen Völker nannten, die in Zelten in der Prärie lebten, zusammen mit Pferden, Hunden und Büffeln.

Ich wusste vorher nicht, was Zelte waren, nicht was die Prärie bedeutete, stellte ungeheuer viele Fragen darüber, die Benny eher ungern beantwortete. Sicherlich lag es daran, dass er das alles nur aus einem Buch gelesen hatte und kannte, ein Buch ebenfalls mit Bildern.

Und ich liebte ja Bilderbücher und ärgerte mich manchmal, dass ich nicht auch zur Hilfsschule ging, wo ich leicht an dieses Buch hätte herankommen, mir die Bilder selber hätte ansehen können. Dann hätte ich mir alles eingeprägt und mein neuer Freund besäße dann sogar ein Gesicht.

So aber lernte ich auch noch zusätzlich etwas, dass die Prärie eine unendliche Graslandschaft war, - und so etwas gab es ja auch auf unserem Schulweg jeden Tag zu sehen.

Allerdings gab es keine Pferde und keine Hunde, zumindest hatte ich noch keine gesehen, - vor allem aber lebten in unserer Welt keine Büffel, obwohl sie wie Kühe aussahen, erzählte Benny, nur eben braun und mit großen Hörnern und viel größer als die wenigen Schwarzbunten auf den fernen Weiden.

So richtig konnte ich mir nicht vorstellen, wie das aussehen mochte, dass diese Indianer Federn im Haar trugen, denn ich hatte kein lebendes Beispiel in meinem Leben im Waisenhaus. Niemand dort trug Federn im Haar, und schon gar nicht viele Federn zu einem imposanten Kopfschmuck verflochten.

Benny hatte mir so viel darüber erzählt, wie ich mit meiner ungeheuren Neugier wissen wollte, und was er aus diesem für mich unerreichbaren Buch wusste.

So bekam ich ganz unerwartet einen neuen Freund, ohne Namen, aber durchaus nicht unvertraut, der nachts in meine Träume kam und mich mitnahm in seine Welt.

Denn in meinem Kopf ersann und spann ich diese erzählten Bilder weiter, schmückte sie aus, versuchte die Prärie zu verstehen und vor meinem inneren Auge zu sehen, in meinem Tagtraum real werden zu lassen. Das war ein Geschenk von meinem neuen Freund, dass er mir überließ, und dass sich erstaunlich schnell verselbstständigte und ein Eigenleben entwickelte. Ich besaß keinen wirklich Namen dafür, war aber schon manchmal selber erstaunt, wie mühelos es mir gelang eine durchgängige Handlung mit meinem neuen Freund nur in meinem Kopf zu erfinden, eine Art Geschichte, die sich vornehmlich um sein Leben drehte.

Doch unübersehbar spürte ich fast körperlich, wie mich mein neuer Freund durch sein Geschenk daran teilhaben ließ, dass er mich immer intensiver in sein Leben hineinzog, dass ich ein Teil davon wurde.

Ich hätte ihm gerne selber einen Namen gegeben, aber mir fiel kein überzeugender ein, und ihn immer nur den großen Indianerkrieger zu nennen, erschien mir viel zu banal.

Ich fragte Benny nach seinem Namen oder irgendeinem, den er in dem Buch gefunden hatte, den ich vielleicht meinem neuen Freund zuordnen konnte.

Benny schien irritiert, verstand überhaupt nicht, warum mich das so sehr interessierte, warum ich da so unbeirrbar nachfragte. Er versuchte mir zu erklären, dass er dem Ganzen nicht annähernd so viel Bedeutung beimaß wie ich und genierte sich auch ein wenig, denn obwohl er es nicht offen zugab, war er doch ungeheuer fasziniert von dieser fremden Welt der Indianer, die er nur aus einem Buch kannte.

Zweifellos hatte er viel darüber gelesen, wollte aber nicht, dass ich das unseren gemeinsamen Freunde erzählte. Er erklärte mir, dass diese Völker untergegangen waren, dass nur noch ganz wenige von ihnen überhaupt lebten, dass sie fast schon eine Legende bildeten in dem Land, aus dem die GI's kamen, jene Männer, mit denen ich gelebt hatte. Er erzählte mir eher heimlich von den indianischen Tänzen, wenn die Männer sich mit vielen Federn schmückten, die Gesichter bunt anmalten und dazu trommelten und sangen.

Ich hatte keine Ahnung, was wirklich ein Pau Wau war, konnte es nicht einmal richtig aussprechen. Nicht einmal ihre Zelte, die sie Tippis nannten, vermochte ich mir wirklich in meinen Tagträumen vorzustellen. Leichter war es da schon eine Büffeljagd zu erträumen, die gellenden Schreie der Krieger lautlos im Kopf zu hören, dass mir die Ohren klingelten.

Ich hätte alles dafür gegeben das nur einmal im Leben in der Wirklichkeit zu erleben.

Aber in meiner Fantasie entwickelte sich das Leben dieser Menschen zu einem lauten bunten Fest der wilden Tänze und der lauten Trommeln.

Tapfer und mutig, so erzählte Benny mir, waren die großen Indianerstämme gewesen, kämpften gegen die US-Kavallerie und gegen die feindlichen Siedler, die ihnen das eigene Land wegnehmen wollten, - und wurden immer angeführt von großen Indianerkriegern.

Weil ich immer wieder danach fragte und keine Ruhe gab, nannte mir Benny schließlich ein paar Namen, die er gelesen hatte und erstaunte mich damit, denn es waren Namen in meiner früheren Sprache: Sitting Bull oder Crazy Horse, Red Cloud oder Little Bear.

Sie waren nahezu unbesiegbare Krieger, stark und ungeheuer tapfer.

Es gab auch andere Namen dieser großen Häuptlinge in ihrer ganz eigenen Sprache, aber die konnte nicht mal Benny aussprechen, - und ich schon gar nicht.

Mein neuer Freund, der mir den Schlüssel zu meiner Fantasie geschenkt, sie praktisch zum wirklichen Leben erweckt hatte, statt nur wie vorher in begrenztem Raum zu leben, er trug einen anderen Namen, - doch ich kannte ihn noch nicht, denn er behielt ihn vorläufig als Geheimnis. Er sprach auch nicht wirklich zu mir, aber ich verstand ihn dennoch in seinen Gesten und folgte ihm voller Vertrauen zu ersten Ausflügen in diese völlig andere Welt.

Manchmal erwachte ich dann regelrecht schlagartig, weil Frau Müller mich mit einem lauten, scharfen Schlag auf meinen Tisch aus meinen Träumen riss und in den Schulunterricht zurück holte. Das war dann die direkte Aufforderung mich wieder meinen Schreibkünsten zu widmen, während andere Schüler leise kicherten, weil man mich beim Träumen mit offenen Augen erwischt hatte.

Es wurde spürbar wärmer im Eschbachtal, wenn auch noch jeden Morgen dichte Nebelbänke von der nahen Talsperre durch die Bäume zogen und sich erst allmählich auflösten. Wenn wir zur Schule gingen, fegte der Wind noch reichlich unangenehm kalt die Straße hinunter, durch die Bäume und das lang gewundene Tal, von dem ich nur wenige Flecken bisher kannte. Selbst die so heiß ersehnte Talsperre mit ihrer gewaltigen hohen und dicken Mauer hatte ich noch immer nicht gesehen, - und das ärgerte mich. Kellerratte versprach mir, dass wir uns bald nach der Schule einmal treffen und gemeinsam dorthin gehen würden.

Es wäre nur eine Frage der Geduld.

Ich wusste, und hatte es aus eigener Erfahrung und Beobachtung erlebt, dass er ziemlich unter Druck stand, dass ihm Mutter Maria ständig im Nacken saß und ihm die Hölle heiß machte, wie er das nannte. Wahrscheinlich ahnte sie genau, dass die vielen kleinen Diebstähle aus dem Vorratsraum der Nonnen im Keller und auf ihrer Etage alle aus Kellerrattes Fähigkeit erwachsen waren in alle nur denkbaren Räume vorzudringen, ohne dabei erwischt zu werden, und vor allem, ohne dass eine von den Nonnen oder gar einer von uns nachvollziehen konnte, wie er das zustande brachte.

Unter Druck stand er vor allem wegen Rüdiger, dem aggressiv feindseligen Jungen, der einfach nach der Schule abgehauen war.

Natürlich sprachen wir anderen Kinder leise flüsternd darüber, vor allem mit jenen wie Kellerratte, Benny und Harry, die auf diesem Gebiet des Abhauens selber eigene Erfahrungen besaßen. Das wirkliche Problem, so erfuhren ich von ihnen, war das fehlende Dach über dem Kopf, das fehlende Essen und Trinken, der fehlende Platz wo ein abgehauenes Kind für längere Zeit bleiben konnte. Wenn man so abgerissen gekleidet war wie wir, fiel man den Erwachsenen auf, erregte man Misstrauen als möglicher Dieb und Einbrecher. Es gab keinen Platz, wo man sich sicher hinbegeben und bis zum Erwachsensein dem Zugriff der Nonnen entkommen war, und dem der anderen Erwachsenen schon gar nicht.

Spätestens nach drei, vier Tagen, wenn der Hunger einem fast den Verstand benebelte, war jeder Ausreißer bereit sich jenen zu stellen, die einem sowieso schon dicht auf der Spur waren: Die Polizei – oder wie Kellerratte sie nannte, die Polente mit ihren dunkelgrünen Wagen, dem Blaulicht und dem weißen Schriftzug auf den Türen.

Sie brachten auch Rüdiger nach drei Tagen zurück, und er sah fast so heruntergekommen aus wie an jenem Tag, als er endlich den Keller verlassen und zur Schule gehen durfte. Er war hungrig und heulte Rotz und Wasser, sicherlich auch, weil er sich der eigenen Niederlage nur zu bewusst war und Angst vor den Konsequenzen hatte.

„Abhauen bringt gar nichts ...“, erklärte uns Kellerratte leise, „sie kriegen dich sowieso wieder ... und wo willst du schon hin ... da draußen gibt es keine Freunde, die dir helfen. Da bist du ganz allein ...“

Mutter Maria klatschte Rüdiger zur Begrüßung eine schallende Ohrfeige ins Gesicht, und keiner der Polizisten hinderte sie daran. Die lieferten diesen dreckigen und stinkenden Jungen nur ab, salutierten eher nachlässig und waren auch kurz danach schon wieder weg.

Da ging es für Rüdiger erst richtig los.

Er mochte sehr hungrig sein, sicher auch sehr durstig, doch zuerst musste er mal mit zu Mutter Maria ins Büro und sich eine Standpauke ins Gesicht schreien lassen, begleitet von einem schier endlosen Hagel von Ohrfeigen und Schlägen.

Wir hörten ihn schreien, wir hörten ihn weinen und wimmern, und sahen durch das Milchglasfenster von Mutter Marias Büro ihren Schatten, konnten aus der Bewegung erahnen, wie sie noch nach ihm trat, während er schon wehrlos am Boden lag. Er bekam viele, viele Schläge mit dem Besenstil und wurde später von Schwester Liturga und Schwester Wilhelmina mehr in den Keller geschleift, als er laufen konnte. Er zog eine feuchte Spur hinter sich her, denn er hatte sich die Hosen vollgepisst in seiner Angst und Erschöpfung.

Er tat mir leid, er dauerte mich, - aber niemand konnte etwas tun, um ihm zu helfen.

... Ich war mir jedenfalls ziemlich sicher, dass es mich nicht betreffen konnte, dass ich nichts Falsches getan hatte. Der verbale Zusammenstoß mit der Lehrerin Frau Müller und mein kleiner Erfolg mit den Schreibheften, der ja nicht einmal allein von mir errungen worden war, stellten für mich keine Verbindung zu Mutter Marias Zorn dar. So nahm ich nur am Rande wahr, dass sie ihre Schritte meinem Sitzplatz näherten, ohne mich deswegen ernsthaft zu beunruhigen. Wie immer sah ich nicht auf, als sie sich näherte, hielt den Kopf über meine deutlich verbesserten Schreibübungen gesenkt.

Gleich ihr erster Schlag traf mich mit einer unerwarteten Wucht mitten ins Gesicht und riss mich vom Stuhl hoch, schleuderte mich rückwärts zu Boden. Ich schrie mit einer Mischung aus Schreck und Schmerz auf, fühlte schlagartig im wahrsten Sinne des Wortes die vom Schlag brennende Gesichtshälfte und klatschte im Bruchteil derselben Sekunde auf den Rücken, noch ehe mir wirklich bewusst wurde, was geschehen war. Dass meine Nase blutete, dass ich weinte vor Angst, bekam ich gar nicht in meine Wahrnehmung, denn ich starrte voller Panik auf die drohend auf mich zukommende schwarz gewandete Gestalt, ohne auch nur zu ahnen, wo die Gründe für diesen wutentbrannten Schlag lagen.

Aus irgendeinem Grund nahm ich Schwester Elisabeth am Rande meines Blickfeldes wahr, wie sie mit aufgerissenen Augen erschrocken zu mir herüber sah.

Dann wurde ich auch schon hochgerissen und eine zweite klatschende Ohrfeige landete mitten in meinem Gesicht, so kraftvoll, dass ich fast glaubte, der Kopf würde mir abgerissen.

Ich hörte nicht die anderen Kinder aufschreien vor Angst, sah nicht, dass Kellerratte und Benny von ihren Stühlen hochsprangen, und auch nicht, dass gleich mehrere Ordensschwwestern in den Speisesaal geeilt kamen, um zu sehen, was dort los war.

Ich stürzte erneut zu Boden, weinte und schrie, ohne es wirklich wahrzunehmen, war wie in einen Nebel aus Furcht und Schmerz eingehüllt, und spürte so auch kaum den kräftigen Tritt in die Seite, der mir alle Luft aus dem Körper presste und mich laut aufstöhnen, vor Schmerzen auf dem Boden zusammenkrümmen ließ.

„Du verdammte kleine Ratte ...“

Gleich traf mich noch ein zweiter Tritt in den Bauch, und das war zu viel für mich. Ich hatte inzwischen viel an Gewicht verloren, war ein mageres Bürschchen, genau wie die anderen in meinem Alter. Muskelmasse besaß ich mehr als vorher, verstand auch schon wesentlich mehr vom Leben. Aber ich konnte keine schützenden Polster mehr aufweisen, die Schläge und Tritte etwas abmilderten.

Ich dachte, ich sterbe und rang nach Luft, während mir vor Schmerz fast die Augen aus den Höhlen traten.

Aber ich hatte Glück, denn ich musste mich übergeben, und das ließ Mutter Maria einen Schritt zurückweichen und von mir ablassen.

„Bring diese kleine Ratte ins Loch!“ schrie sie gellend Schwester Wilhelmina an, die mich stumm anstarrte, ohne dass ich mir dessen bewusst werden konnte. Ich nahm ohnehin kaum etwas wahr. Mein Magen wollte sich förmlich nach außen stülpen vor Schmerzen, schwarze Nebel wallten vor meinen Augen, feurige Bälle zerplatzten mittendrin. Wie aus großer Ferne hörte ich die murmelnden Stimmen der anderen Kinder, die gellend schreiende Stimme von Mutter Maria.

„Ruhe, verdammtes Mistpack ... sonst werde ich euch Gehorsam lehren ...“, wahrscheinlich wandte sie sich mir zu, doch konnte ich sie kaum noch wahrnehmen, auch nicht, dass mich Schwester Wilhelmina durch mein Erbrochenes über den Boden schleifte, den kurzen Gang entlang und die steile Treppe hinunter, wobei ich immer wieder mit dem Kopf auf jede einzelne Stufe bumste und deshalb fast das Bewusstsein verlor.

Es kam mir fast wie eine Erlösung vor, als ich mit grober Wucht in den dunklen Raum geschleudert wurde und erneut kräftig auf dem Boden aufschlug. Irgendetwas Metallisches knallte laut auf dem Boden auf, dann fiel die Tür zu, ich lag in völliger Dunkelheit und rang nach Luft, röchelte und keuchte, wimmerte und winselte, und versuchte nicht ohnmächtig zu werden. Viel war in diesem Moment von dem tapferen Negerjungen nicht mehr übrig.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis ich wieder Luft bekam und mich ächzend auf den Rücken legen konnte. Mein Gesicht fühlte sich geschwollen an, meine Nase blutete und ein metallischer Geschmack lag mir neben dem von Erbrochenem auf der Zunge.

Völlige Dunkelheit hüllte mich ein.

Meine Schmerzen erschienen mir riesig groß.

Ich weinte.

Leise und still weinte ich vor mich hin. Niemand sollte hören, wie meine Sicherheit zusammenbrach, wie überwältigt ich war, weil ich nicht einmal ahnte, warum und wofür ich diese Prügel bekommen hatte.

Mein Kopf tat weh, mein Bauch ebenfalls und ich fühlte überall die vertrauten Abschürfungen, wenn man über den Boden geschleift wurde.

Ein seltsames Geräusch dröhnte in meinem Ohr, und ich brauchte lange, um zu erkennen, dass es mein eigener Herzschlag war. Dann wurden meine Beine warm und feucht, und ich realisierte ganz langsam, dass ich mir in die Hosen gepinkelt hatte.

Es war ein unglaublich starkes Gefühl der Beschämung, denn ich wollte doch unbedingt ein starker, tapferer Negerjunge sein.

Ich weinte erneut und fand keine Kraft mich wenigstens halb aufzurichten, lag in meiner Pisse und fühlte mich von allen verlassen. Mein Verstand dämmerte halb vor sich hin, Schmerz tobte in meinem Bauch und ich suchte im Dunkel irgendetwas zu erkennen.

Doch da war nichts, - es erschreckte mich jedoch nicht mehr so sehr wie früher.

Ich hörte meinen Atem, meinen Herzschlag, mein leises Winseln – und fühlte mich unendlich allein.

Wie lange ich so lag, vermochte ich später nie mehr nachzuvollziehen, aber ich begriff immerhin, dass ich nicht mehr voller Angst jede Selbstbeherrschung verlor, dass ich mich selber nicht mehr völlig meinen Ängsten hingab.

Ich war trotz allem ein tapferer Negerjunge, hatte viel von meinen Freunden gelernt.

Kellerratte hatte mir immer wieder in zahlreichen Gesprächen versichert, dass es in diesem Raum nur stickig, kalt, muffig und dunkel war, dass es dort nichts gäbe, wovor ich wirkliche Angst haben müsse. Daran erinnerte ich mich in diesen Stunden, und es gab mir tatsächlich ein wenig Mut.

Als ich es endlich schaffte mich mit beiden Armen hochzustemmen und auf die Knie zu kommen, verlor ich beinahe wirklich das Bewusstsein, so stark war der Schmerz in meinem Bauch. Aber ich biss die Zähne zusammen und schaffte es auf die Beine, wankte und taumelte ein paar Schritte, hätte um ein Haar die Metallkanne mit dem Wasser umgeworfen, die mir Schwester Wilhelmina hingestellt hatte.

Ich verspürte brennenden Durst, nicht nur diesen ekligen Geschmack auf den Lippen.

Doch schon nach ein paar Schlucken kotzte ich alles im hohen Bogen wieder aus, wankte und schlug lang hin, lag nun nicht nur wieder in meiner eigenen Pisse, sondern auch noch in Erbrochenem.

Wie lange das nun wieder dauerte, vermag ich nicht zu sagen. Irgendwann kroch ich auf allen Vieren vorwärts, fand in der völligen Dunkelheit die Wand, rutschte an ihr entlang, bis ich endlich mit dem Kopf an dieses ungehobelte Brett stieß, das mein Bett sein würde. Mit letzter Kraft zog ich mich verschwitzt hinauf und lag endlich auf einem relativ sauberen Grund, wo ich eine unabsehbare Zeit stöhnend und ächzend lag, um mich zu erholen.

Ich weinte wieder, doch ich gab mich nicht auf.

Meine Kräfte waren am Ende, aber ich war um keinen Preis bereit aufzugeben.

Irgendwann war meine Wahrnehmung vollkommen weg und ich entweder ohnmächtig, tot oder eingeschlafen.

Es war mir seltsam egal.

Doch es passierte etwas, was ich nicht erwartet hatte, ich bekam so etwas ähnliches wie Besuch. Vielleicht träumte ich halb oder halluzinierte von den Schmerzen in meinem Bauch. Zuerst glaubte ich noch es wäre mein eigenes leises Weinen, aber irgendwann war ich mir dessen nicht mehr sicher.

Und dann sah ich ihn, schemenhaft im Dunkel, mein großer Indianerkrieger in einer langen hellen Lederhose, so wie Harry sie mir beschrieben hatte. Von ihm wusste ich, dass sie an der Seite bunte Streifen besaß mit indianischen Mustern, - doch konnte er sie nicht gut beschreiben. Das hatte ich längst selbst in meinen Tagträumen getan, ungeachtet den indianischen Realitäten, die vielleicht ganz anders aussahen. Stück für Stück hatte ich mein Bild von dem großen Indianerkrieger vervollständigt und so manchen Nackenschlag dafür kassiert, weil ich während meiner Arbeit beim Wäsche waschen gedankenverloren vor mich hinträumte.

In diesem nahezu vollkommenen Dunkel sah ich die schlichten Farben dieser bunten Bänder auf der Hose, sah die weichen Mokassins, von denen mir Harry erzählte, diese langen schwarzen, am Hinterkopf zusammengebundenen Haare, die langen Federn darin.

Kein Zweifel, ob real oder erträumt, mein großer Indianerkrieger war zu mir gekommen um mich zu stärken und zu ermutigen mit seiner Nähe, meine Tapferkeit und meinen Mut zu prüfen, ob ich es wert war sein Freund zu sein. Er sagte nichts, er tat nichts, außer mich anzusehen, obwohl ich seine Augen, sein ganzes Gesicht im Dunkel nur wenig erkennen konnte. Mir schien, als flüstere er lautlos irgendetwas, wollte mich etwas wissen lassen, was ich nicht hörte und verstand. Unverkennbar nickt er mir ein paar Mal aufmunternd zu, als er warte er von mir, dass ich von meiner harten Holzpritsche aufstehe und zu ihm käme.

Doch mir fehlte die Kraft dazu, alles in mir schien schmerzerfüllt.

Ich wollte ihm antworten, ihm sagen, dass ich ihn nicht hören könne, - doch es kam nur ein leises heiseres Krächzen über meine Lippen.

Da streckte er plötzlich den rechten Arm aus, spreizte zwei Finger seiner Hand, so wie Harry es mir erzählte, und führte sie zu seinem Herzen. Es war dieser indianische Gruß, den ich heimlich schon so oft geübt hatte, wenn mich keiner sah. Ich wollte es ihm gleich tun, aber mir fehlte auch dazu die Kraft.

Er sah mich an, mit unerkennbarem Gesicht, fast ein Schatten im Dunkel. Ganz leicht bewegte er den Kopf vor und zurück, als folge er einem inneren Rhythmus, dem Klang einer unhörbaren Trommel. Sein Arm streckte sich wieder aus und mein großer Indianerkrieger zeigte mir als Geste des Friedens und Willkommens seine offene Handfläche. Hunderte Male hatte ich das in meinen Tagträumen schon erlebt, aber nie geglaubt, dass er auch in den Stunden der Not einen Weg zu mir finden würde, hier in der Dunkelheit.

Ich spürte, dass er mir irgendetwas sagen wollte, doch vermochte ich nicht einen Laut von ihm wahrzunehmen.

Er verschwand nicht, blieb beharrlich an seinem Platz, nur wenige Schritte von mir entfernt, wobei ich aber trotz besten Willens nicht annähernd die Kraft aufbrachte zu ihm zu gehen. Immer wieder streckte er mir seinen Arm und seine offene Hand entgegen, eine einladende Geste ihm zu folgen, seinen Weg mit ihm zu gehen, tapfer und kriegerisch, mutig und klug.

Ich weinte leise, weil ich seiner Einladung nicht zu folgen vermochte. Dabei wusste ich, dass er mein Freund war, dass er mich besser verstand als jeder andere Mensch, den ich bislang kannte.

Ein nasser Lappen auf meinem Gesicht holte mich in die Wirklichkeit zurück.

Ich wollte aufschreien, doch sofort legte sich eine Hand über meine Lippen.

„psssssst ... leise, kein Wort ...“

Kellerratte.

Wie hatte er das gemacht?

Wieso war er hier?

Musste er auch ins Loch?

Nein, das musste er nicht.

Es war vielleicht weit nach Mitternacht, auf jeden Fall totenstill im ganzen Haus, dessen wenige Geräusche nur als ganz fernes Summen hier herunter drangen.

Hatte ich stundenlang geschlafen und geträumt vor Erschöpfung und Durst und Hunger.

Mein großer Indianerkrieger war verschwunden, und selbst meinen Freund Kellerratte konnte ich im Dunkel nur fühlen, nicht sehen.

Aber er war jetzt da.

Er gab mir vorsichtig aus der Blechkanne zu trinken, ermahnte mich flüsternd zu kleinen Schlucken, damit ich nicht gleich wieder alles auskotzte. Mein Gesicht hatte er abgewaschen, ohne dass ich direkt davon aufgewacht war. Erst als er erneut mein angeschwollenes Gesicht mit kaltem Wasser kühlte, kehrte meine Realität zurück.

Es drängte mich meinem Freund zu erzählen, dass der große Indianerkrieger bei mir gewesen war, doch brachte ich außer einigen leisen Krächzlauten nichts zustande. Vielleicht war das auch gut so, denn ich glaubte nicht, dass er diese Träume von mir verstehen würde.

Aber ich bedauerte es, dass der tapfere Mann mit den Federn im Haar jetzt wieder fort war.

Ich hatte ihn nicht gehört, genauso wenig wie den Trommelrhythmus, zu dem er sich bewegte. Aber ich wusste, dass es irgendeine geheime Botschaft gab, die sich mir noch nicht erschlossen hatte, die ich aber unbedingt ergründen und lernen musste.

Stattdessen war jetzt mein Freund Kellerratte da.

Ob es das war, was er mir erzählen wollte?

Ich wusste es nicht und in diesen Momenten bedrängten mich andere Sorgen.

Meine Knie taten weh, waren aufgeschürft und geprellt.

Mein Bauch tat weh, doch da konnte selbst Kellerratte nichts tun, das musste ich allein aushalten. Immerhin, ich war nicht allein, bekam langsam etwas zu trinken, und zwei Scheiben Brot hatte mir mein Freund auch mitgebracht. Zuerst erschrak ich richtig, als er sie im Dunkel an meinem Mund führte, auch weil mir die Lippen schmerzten. Doch erkannte ich sofort seine Absicht und mein Hunger war gewaltig. Wieder ermahnte er mich langsam zu essen, weil ich sonst alles herauskotzen würde.

Es war mir egal, wie Kellerratte es geschafft hatte zu mir zu gelangen, was eigentlich gar nicht möglich war.

Er brachte noch mehr mit, geflüsterte Grüße von Benny, Harry, Mike und einigen anderen, die davon wussten, dass er versuchen würde zu mir zu gelangen. Er hatte auch zwei Möhren in der Tasche dabei und eine Essiggurke, alles geklaut aus der Küche und dem Vorratskeller der Nonnen. So eine Gurke hatte ich noch nie im Leben gegessen, und ich fand sie nicht lecker, mochte sie überhaupt nicht. Da aß mein großer Freund sie selber, während ich die beiden Möhren langsam und genussvoll ganz alleine aufessen durfte.

Das war wirklich Klasse.

Kellerratte war mein Freund, und Freunde lassen sich nicht im Stich.

Ich wollte aus meiner vollgepissten und schmutzigen Hose heraus, hoffte auf eine saubere, die er mir mitgebracht hatte. Doch er war da viel erfahrener, klüger und weitsichtiger, erklärte mir mit leiser Stimme, dass ich diese Hose anbehalten müsse, weil sich sonst die Nonnen wundern würden, wie ich an eine saubere gekommen war.

Das hatte ich in der Tat nicht bedacht und erkannte sofort trotz meines Leidens, dass sein Einwand mehr als berechtigt war. Zu leicht wäre die Erkenntnis bei Mutter Maria aufgetaucht, dass irgendjemand mich mitten in der Nacht besucht und neu eingekleidet haben musste. Das konnten wir beide nicht riskieren.

Kellerratte hatte offenbar einen Eimer mit Wasser dabei. Immer wieder tauchte er den Lappen hinein und legte ihn zur Kühlung auf mein Gesicht.

Das tat sehr gut und tröstete mich.

Ganz langsam aß ich meine zwei Butterbrote und meine Möhren, lehnte halb an der Wand und lauschte auf die leise flüsternde Stimme meines großen Freundes. Mutter Maria hatte

herausgefunden, was sich zwischen mir und meiner Lehrerin Frau Müller abgespielt hatte. Sie hatte dem kleinen Max mehrere Ohrfeigen verpasst, als der kein Wort darüber sagen wollte. Aber sie brachte ihn nicht dazu sein Schweigen zu brechen.

Kellerratte wusste inzwischen auch, dass Mutter Maria einen Anruf vom Jugendamt erhalten und offenbar einige unangenehme Fragen gestellt bekommen hatte. Viel mehr wusste er nicht, aber er vermutete, dass man ihr bestimmte Auflagen machte, die kontrolliert werden würden. Also würde mein Protest bei Frau Müller eine Menge Geld kosten, für Hefte und Bleistifte, vielleicht sogar für Pausenbrote. Da Mutter Maria alles vermied, was den Etat des Waisenhauses belastete und ihre unsauberen Geschäfte störte, war es naheliegend, dass sie alles andere als erfreut, dass sie verdammt wütend auf mich als Verursacher des ganzen Ärgers war.

Ungeachtet dessen war ich trotzdem für alle anderen Kinder ein Held, der etwas erreicht hatte, was bislang unmöglich schien. Das machte es aber nicht leichter meine Schmerzen zu ertragen. Da war es schon viel besser, dass mich mein großer Freund tröstend in den Arm nahm und wir zusammen auf dem rohen Holzbrett nebeneinander saßen, wie es gute Freunde eben tun. Er versprach mir, dass er niemandem verraten würde, dass ich geweint und mir in die Hose gemacht hätte, aber auch, dass ich in den nächsten Tagen diese große Mauer der Talsperre zu sehen bekäme, dass er mit Sicherheit einen Weg finden würde, dass wir dorthin gingen.

Das waren wenigstens gute Nachrichten, und sie gaben mir mein Selbstvertrauen ein wenig zurück, denn ich wollte nach alledem nicht als ein heulendes Elend vor meinen Freunden gelten, sondern als tapferer Negerjunge.

Er blieb nach meinem Gefühl sehr lange, längst waren meine Tränen der Schwäche versiegt. Leise flüsternd riet er mir ein wenig zu schlafen, damit ich mich am nächsten Morgen etwas besser fühlen würde.

Dann verschwand er so leise, wie er gekommen war. Kurz sah ich einen wenig helleren Lichtstreifen von der Tür, hörte ein metallisches Schaben und Knacken, - dann war ich wieder allein, eingeschlossen im Loch.

... Schon seit einigen Tagen ging mir ein Gedanke durch den Kopf, für den ich noch keine richtigen Worte gefunden hatte. Doch als ich jetzt in die Runde sah, und meine Blicke dabei den steilen Hügel im Rücken des kleinen Walter streiften, die Bäume am Hang und die weit darüber liegenden grünen Viehweiden, da wurde dieser Gedanke mit einem Mal ganz klar.

Wir konnten es so machen wie die Sioux Indianer mit den Büffeln. Nur hätten wir dann Pferde, Pfeil und Bogen gebraucht und müssten reiten können. Doch sie machten sicherlich auch Wurst, obwohl davon nichts in dem kleinen Bilderheft geschrieben stand.

„Wir müssen selber Wurst machen ...“

Axel sah mich mit vor Verblüffung weit aufgerissenen Augen an, runzelte dann die Stirn und begann laut zu lachen. Wie ich denn Wurst machen wolle, ob ich überhaupt wissen würde, wie das ging, fragte er mich.

Nein, das wusste ich nicht, - aber er wusste es auch nicht.

Was ich jedoch wusste, Wurst wurde aus Kühen oder aus Schweinen gemacht.

„Na toll ... und hast du eine Kuh?“

Axel warf sich vor Lachen auf den Rücken, und auch alle anderen lachten laut auf, denn es war zu komisch, dass ich vielleicht klammheimlich eine Kuh ins Waisenhaus geschmuggelt haben könnte. Vor allem, so glückste Max, würde er gerne wissen, wo ich die wohl versteckt hatte, ohne dass die Nonnen sie fanden.

„Nein, ich habe keine Kuh ... und auch kein Schwein“, ich dachte gar nicht daran mich entmutigen zu lassen und meine sich langsam ausweitende Idee aufzugeben, „aber da ... da oben steht eine ...“

Alle sahen auf meinen ausgestreckten Arm mit der flachen Hand und dem Zeigefinger, der an den Rand der großen grasbewachsenen Mulde mit der Wiese, darüber hinaus zu den

Bäumen, dem schmalen Waldstreifen und der Weide dahinter wies. Aus dieser Entfernung klein wie ein paar Hummeln grasten deutlich erkennbar ein paar schwarzbunte Kühe.

Für einen Augenblick starrten alle verblüfft in diese Richtung.

Dann brüllte Walter vor Lachen auf und warf sich wieder auf den Rücken. Er fand schon meine Grundidee offensichtlich ziemlich komisch.

„Und wie ... wie willst du die klauen?“

Max hatte genau wie ich schon mal eine Kuh aus größerer Nähe gesehen und wusste daher, wie groß die waren. Sie sahen zudem nicht ungefährlich aus.

Ich hatte keine Ahnung, diesen Teil der spontanen Idee hatte ich noch nicht durchdacht.

„Wo willst du sie verstecken?“ Axel machte schon den nächsten Schritt und fügte gleich hinzu: „Und wie willst du rauskriegen, wie man mit ihr Wurst macht?“

Ich hatte keine Ahnung, denn auch diesen Teil meiner Eingebung hatte ich noch nicht durchdacht.

„Viehdiebe werden aufgehängt“, gab Max zu bedenken. Das wusste er von Benny, der uns das erzählt hatte, dass Viehdiebe ohne Prozess sofort am nächsten Baum aufgehängt würden. Das war im Wilden Westen immer so.

Daran hatte ich auch nicht gedacht, und überhaupt keine Lust eine Schlinge um den Hals zu bekommen. Spielerisch hatte uns Benny vorgeführt, wie man aussah, wenn man aufgehängt wurde, mit heraushängender Zunge an einem dicken Ast.

Ich wollte nicht aufgehängt werden, und Max und Axel wollten das ebenfalls nicht. Walter war jedoch der Meinung, dass das nur für erwachsene Viehdiebe gälte, nicht für Kinder.

Doch wenn wir kein prima Versteck für die Kuh fänden, wäre ohnehin alles sinnlos.

Denn wenn wir erwischt wurden und die Nonnen davon erfuhren, dann würden wir alle eine Menge Prügel beziehen und für mindestens eine Woche im dunklen Loch landen.

Darauf hatte keiner von uns Lust, nicht einmal auf die Prügel.

Außerdem, wie sollten wir denn die Kuh stehlen?

Tom hatte schon mal gesehen, wie ein Bauer die Kühe vor sich hertrieb. Der hatte einfach die Arme ausgebreitet, ein bisschen lauter gerufen, und schon waren die Kühe gemütlich vor ihm hergegangen, genauso wie er es wollte.

„Ja, aber die ... die kannten den auch ...“

Das war wohl wahr, wir kannten keine einzige Kuh, schon gar nicht eine von denen da oben weit entfernt auf der Weide.

Willy war sich nach wie vor sicher, dass so etwas niemals klappen konnte. Er war zwar nicht minder interessiert Wurst zu essen, hatte aber keine Ahnung, wie sich das bewerkstelligen ließe. Die Idee mit den ausgebreiteten Armen und den Rufen klang aber wiederum nicht schlecht. Außerdem hatten wir doch alle gelernt sich geschickt und schnell zu bewegen, einer Attacke auszuweichen, zurückzuschlagen.

„Und wenn ... wenn die uns angreift ... Kühe haben Hörner, die können dich totmachen.“

Damit hatte der kleine Walter zweifellos nicht Unrecht.

Aber griffen Kühe Menschen an?

Wenn sie so gefährlich waren, warum gab es dann so viele Häuser in der Nähe, die sich ein paar Kühe hielten, einfach auf einer Wiese mit einem Drahtzaun drum herum?

So gefährlich konnten sie nicht sein, hielt ich dem Gefahrengedanken entgegen, sonst wären sie angebunden und hinter hohen Zäunen oder Mauern.

Wir beratschlagten dicht zusammen gedrängt, wie man mehr darüber herausfinden könnte.

Kellerratte wusste bestimmt, wie man mit einer Kuh Wurst machte, und Harry würde es wahrscheinlich auch wissen. Aber sie würden uns abraten, weil wir nur stehlen sollten, was wir sofort aufessen konnten.

Und eine lebendige Kuh konnte man zweifellos nicht aufessen.

„Ja, aber wenn wir erst mal eine haben und gut verstecken“, hielt ich den Bedenken entgegen, „zum Beispiel im Wald hinter Büschen, dann können wir Kellerratte fragen und in aller Ruhe herausfinden, wie Wurst gemacht wird ...“

Wieder wägten wir alle unsere Ideen und Einwände gegeneinander ab, stritten und lachten und warfen immer wieder Blicke den langgestreckten Hügel hinauf, ob die Kühe überhaupt noch da waren.

Sie waren noch da und schienen völlig ahnungslos, dass wir darüber nachdachten, sie zu klauen. Schließlich wurden wir uns darüber einig, uns die Kühe mal aus der Nähe anzuschauen. Vielleicht kam uns dann eine gute Idee, wie man eine von ihnen unbemerkt stehlen könnte.

Die Kleeblüten und selbst die Taubnesseln mit ihrem Honig waren schlagartig vergessen. Das Ganze versprach ein sehr interessantes Abenteuer zu werden. Sollten wir feststellen, dass wir keine Idee hatten, dass es nicht durchführbar war, hatten wir wenigstens mal einige Kühe ganz aus der Nähe gesehen. Vielleicht ließ sich so ja auch rausfinden, wie angriffslustig sie waren.

Vor allem aber war die große Frage: Wurden sie bewacht oder waren Häuser irgendwo in der Nähe, die wir von hier unten in der Senke nicht sehen konnten?

Die Antworten auf unsere zahlreichen Fragen hofften wir oben an der Weide zu finden. Schon jetzt war deutlich zu erkennen, dass es nicht schwierig sein würde den eher dünnen Baumbestand zu durchqueren.

Wir packten unsere Butterbrot Dosen, der kleine Walter unsere vorher sorgsam ausgeschüttelten Hefte, und schon machten wir uns auf den Weg.

Es war in der Tat kein allzu großes Problem den steten Hügelanstieg zu überwinden. Schneller als gedacht erreichten wir den Waldrand und sahen hinüber zu der Wiese, die jetzt nicht mal dreißig Meter von uns entfernt war. Zu spät entdeckten wir einen schmalen Trampelpfad, der direkt von der Wiese den Hügel hinunter zu der Straße führte, die sich in weitem Bogen an unserer geliebten Senke mit den vielen Kleeblüten, dem Sauerampfer und den Taubnesseln vorbeizog.

Mir war sofort klar, dass wir zuallererst einen Fluchtweg planen mussten. Die Straße unten am Hügel war wesentlich schmaler als jene, die am Waisenhaus vorbeiführte. Diese hier führte zu jener Straße durchs Eschbachtal, die wir jedoch nicht benutzen konnten.

Denn wenn uns zufällig irgendjemand begegnete, konnte der sich leicht an allen fünf Fingern ausrechnen, dass diese abgerissenen Kinder nicht rechtmäßig in den Besitz dieser Kuh gelangt sein konnten.

Blieb also nur der Weg quer durch den dunklen Wald. Die einzig gefährliche Passage führte dabei über diese Straße. Im Schutz der Bäume, außer Sichtweite, würde es schwer werden uns zu entdecken.

Aber konnten wir so eine Kuh stehlen, sie durch den Wald treiben?

Zuerst einmal musste ich rausfinden, ob es auf der anderen Straßenseite überhaupt eine Möglichkeit gab schnell wieder in den Wald einzutauchen. Es war meine Idee gewesen, die Kuh zu stehlen und Wurst zu machen. Also musste ich meinen Freunden und Helfern auch einen überzeugenden Plan präsentieren, - immer die Mahnung von Kellerratte im Hinterkopf keine Spuren zu hinterlassen, die uns verraten konnten.

Max bot sich sofort an mich zu begleiten, während die anderen hier oben auf dem Hügel, im Schatten der Bäume, abwarten und die Kühe beobachten sollten. Vielleicht fanden sie ja in unserer Abwesenheit schon etwas heraus, was später nützlich war. Unsere Butterbrot Dosen übergaben wir solange an Willy zur Aufbewahrung, denn wir mussten jetzt die Hände frei haben.

Wir eilten beide den holprigen Pfad hinab, erreichten rasch den Rand der Straße, lauschten auf mögliche Autos in der Nähe und schauten angestrengt nach allen Seiten, ob es irgendwo Spaziergänger gab.

Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen.

Wir flitzten über die Straße, eilten am gegenüberliegenden Rand entlang und fanden schon nach ein paar Schritten einen weiteren kleinen Trampelpfad, der aber nach wenigen Metern im Wald endete. Die Bäume trugen dichte Kronen, nahmen viel vom hellen Sonnenlicht weg, standen aber weit genug auseinander um mit einer gestohlenen Kuh zwischen ihnen hindurch zu flüchten. Max und ich liefen rund hundert Meter tief in den Wald hinein und sahen durch die Bäume schimmernd, was ich schon geahnt hatte.

Dieser Wald gehörte zu jenem, der sich langgestreckt durch das gesamte Eschbachtal zog. Wir würden auf keine Menschenseele stoßen, wenn wir uns von den wenigen Spazierwegen fernhielten und keinen unnötigen Lärm verursachten.

Doch würde sich eine Kuh hier hineinbringen und weitertreiben lassen?

Ich hatte keine Ahnung, aber der Gedanke gefiel mir immer mehr.

Wir würden Wurst haben, und die Nonnen würden nichts davon erfahren.

Ganz problemlos fanden wir zur Straße zurück, überquerten sie rasch und eilten den Pfad zum Hügel hinauf. Dort wurden wir schon ungeduldig erwartet und regelrecht mit Fragen überschüttet, warum es so lange gedauert habe, was wir so lange gemacht und ob wir jemanden gesehen hätten und er uns. Unsere Freunde hatten sichtlich Angst vor dem Kommenden, und auch mir schlug das Herz bis zum Hals. Aber wir konnten sie beruhigen, niemand war in der Nähe.

Wieder diskutierten wir eine Weile wild, aber mit leisen Stimmen, ob wir uns wirklich diesem Risiko aussetzen wollten. Immerhin hatte Willy heraus gefunden, dass es ein Bauernhaus gab. Das rotbraune Schindeldach war gerade noch am Rande unseres Sichtfeldes zu erkennen. Dazwischen lagen kleine Hügel, standen Bäume und eine Hecke.

Wir mussten schon großes Pech haben, wenn wir entdeckt würden.

Blieb die Frage: Wie bekamen wir eine Kuh gefahrlos und ohne angegriffen zu werden von der Weide runter?

Unsere Zugangsmöglichkeit hatte der kleine Walter schon entdeckt und bestärkte damit mein Gefühl, dass wir das tatsächlich schaffen könnten. Es gab zu unserer Seite ein breites primitives Tor aus Holzstangen, mit einem dicken Seil am nächsten Zaunpfahl zugebunden.

Wahrscheinlich wäre Kellerratte sehr stolz auf uns und unseren gelungenen Raubzug, würden wir enormes Ansehen als kleine Helden gewinnen, - wenn wir nur erfolgreich waren.

Wie sollten wir vorgehen?

Keiner von uns hatte eine richtige Idee.

Sollten wir sie etwa schlagen, vielleicht mit einem dicken Ast auf den Kopf, bis sie umfiel?

So etwas Grausames wollte keiner von uns tun. Die Kuh hatte uns schließlich nichts getan, warum sollten wir sie also schlagen? Außerdem wollten wir nur Wurst von ihr.

Wenn wir sie schlugen, bis sie umfiel, würden wir sie tragen müssen, was erkennbar kaum möglich war, denn sie wäre viel zu schwer gewesen.

Mir dämmerte so langsam, dass wir sie dazu bringen mussten uns aus eigenem Willen zu folgen, sie musste mit uns laufen wollen.

Sofort schlug Axel vor sie mit Gras zu locken, es ihr vor die Nase zu halten und vor ihr herzulaufen. Sie würde dem Grasbüschel folgen und genau dahin gehen, wo wir sie hinhaben wollten.

Das schien mir ziemlich blöde, denn warum sollte sie einem Grasbüschel folgen, wenn sie eine ganze Weide davon auffressen konnte und zusätzlich ihre Freunde um sich hatte. Damit konnten wir sicher keine Kuh von der Weide locken. Allerdings konnte ich einfach so auch keinen überzeugenden Plan vorweisen.

„Vielleicht mögen sie auch Taubnesseln ... oder ...“

Nein, das war auch keine gute Lockmöglichkeit. Willy brachte seinen Gedanken gar nicht erst zu Ende.

Mir geisterte noch immer der Gedanke durch den Kopf sie ein wenig zu ängstigen, sie mit ausgebreiteten Armen und lauten Rufen von der Weide, den Weg hinunter und in den Wald zu treiben.

„Glaubst du wirklich, die hätte vor uns Angst?“

Axels Frage war berechtigt, wir sahen viel zu klein aus, dass sie ernsthaft vor uns Angst bekäme und genau das tat, was wir wollten. Sie wusste ja auch nicht, dass wir inzwischen ein wenig gelernt hatten uns zu verteidigen. Also warum sollte sie vor uns Angst haben?

Wir beratschlagten also weiter, entwarfen Pläne und verwarfen sie wieder, weil sie alle nicht durchführbar erschienen. Auf die Großen warten oder den ganzen Raub verschieben, bis wir sie zu Hilfe holen konnten, wollte ich aber auch nicht, denn es war meine Idee gewesen, und ich wollte auch als jener mutige Held dastehen, der es getan hatte.

Natürlich, ohne dass die Nonnen irgendetwas davon erfuhren, ganz im Geheimen.

Wir müssten später irgendwie herausfinden, wie man von einer lebendigen Kuh Wurst bekam, lautete mein Hauptargument in der leise geflüsterten Diskussion mit meinen Freunden. Zuerst müssten wir sie mal von der Weide und aus dem Blickfeld des Bauern bringen. Ich war der Meinung, dass der das gar nicht bemerken würde, denn es standen ja weitläufig

verteilt ganz viele Kühe auf der Weide, und wir hatten ja nicht vor alle zu stehlen. Wenn da eine weniger wäre, würde das sicher gar nicht auffallen.

Es dauerte mir alles schon viel zu lange. Entweder wir machten es jetzt, oder wir ließen alles sausen.

Mir dröhnte der eigene Herzschlag in den Ohren, ich war hellwach, mit allen Sinnen.

Plötzlich meinte ich so etwas wie eine Vision zu haben, einen Tagtraum, bei dem sich mein Herzschlag in den Klang der Trommel verwandelte, eine Indianertrommel. Für eine Sekunde schloss ich die Augen und atmete tief durch. Benny hatte uns schließlich beigebracht erst tief einzuatmen, ehe wir etwas taten, was Kraft und Mut erforderte. Der Diebstahl einer lebendigen Kuh erforderte viel von beidem.

Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, sah ich vor mir den großen Indianerkrieger Adlerfeder, wie er tanzte, immer im Kreis zum Schlag der Trommel. Er war auf dem Kriegspfad, murmelte irgendetwas leise vor sich hin, was ich nicht verstehen konnte und tanzte immer weiter im Kreis, bis er plötzlich stehen blieb und mich ansah. Er sagte kein Wort, aber ich wusste auch so, dass er meinen Mut und meine Entschlossenheit forderte, dass ich mich würdig zeigen sein sollte sein Freund zu sein, dass ich jetzt Tapferkeit beweisen musste.

Ich war ein Negerjunge und ich war tapfer, hatte schon ganz andere Schwierigkeiten durchgestanden.

Als ich die Augen aufschlug, sah ich die aufgerissenen Augen von Max direkt vor mir, wie er mich besorgt ansah, weil ich mitten in unserer Diskussion zu träumen schien. Doch ich wusste jetzt, was ich zu tun hatte.

Ohne den anderen meinen Entschluss zum Handeln anzukündigen, stand ich plötzlich auf und ging zu dem Zauntor hinüber. Ich spähte nach allen Seiten, ob da irgendjemand wäre, der uns vielleicht schon eine Weile beobachtete, - doch außer meinen Freunden war da niemand. Ich schlich mich wie ein Indianer vorwärts, wie Adlerauge in dem schmalen Bilderbuch.

Jetzt war ich auf dem Kriegspfad.

Das Hausdach, das ich jetzt auch sehen konnte, war weit weg, zu weit, um zu erkennen, ob da jemand am Fenster stand und uns zusah.

Aber warum sollte das auch jemand tun?

Schließlich waren wir ja nicht im Wilden Westen und Viehdiebe im Eschbachtal nicht ständig unterwegs auf Raubzügen. Keiner meiner großen Freunde hatte mir je erzählt, dass er mal ein lebendiges Huhn oder ein Schwein gestohlen hatte, und eine Kuh schon gar nicht.

Hinter mir hörte ich meine kleinen Freunde aufgereggt flüstern, die mich aufhalten wollten, weil sie meinen Alleingang für viel zu gefährlich hielten.

Mir schlug das Herz bis zum Hals, mir war heiß und mein Blut schien durch die Adern zu rasen. So fühlte sich wahrscheinlich auch Adlerfeder, wenn er auf Büffeljagd ging. Mir fehlten nur noch Pfeil und Bogen.

Ganz vorsichtig versuchte ich den Knoten des Seils um den Torposten zu lockern und stellte mit Erstaunen fest, dass er sich leicht öffnen ließ. Wahrscheinlich geschah das viel öfter, als ich ahnte. Das Seil war alt und feucht, aber offenbar noch ganz stabil. Um damit die Kuh wegzuziehen, war es eindeutig zu kurz.

„Geh da nicht allein rein ... bleib hier ...“, hörte ich Axel leise aus dem Hintergrund rufen, doch ich schenkte dem jetzt keine Beachtung mehr. Ich wollte endlich herausfinden, wie gefährlich meine Idee wirklich war und sie auch umsetzen.

Die Kuh störte sich nicht daran, dass ich das Seil löste. Ganz gemächlich fraß sie weiter ihr Gras, nicht einmal zehn Schritte entfernt von mir.

So ein paar Meter machten schon etwas aus. Sie schien jetzt noch größer als vorher.

Eine Bewegung, die ich gerade noch aus den Augenwinkeln wahrnahm, ließ mich innehalten, gerade als ich das Tor öffnen und hineingehen wollte. Direkt hinter mir stand der kleine dunkelhäutige Max, mit vor Aufregung flatternden Augen, atemlos die Fäuste geballt. Er hatte Angst, genau wie ich, doch gute Freunde halten zusammen, erst recht, wenn es gefährlich wird. Er nickte mir stumm zu und ich öffnete das Tor. Ganz langsam, Seite an Seite gingen wir hinein.

Die Kuh hob den Kopf, glotzte uns an, kaute dabei unentwegt auf ihrem Gras herum und machte ansonsten gar nichts.

Was hatte das zu bedeuten?

Entweder, so dachte ich, war sie eine besonders dumme Kuh, die gar nicht ahnte und merkte, dass sie gleich gestohlen werden sollte, oder sie war eine ganz Raffinierte, die harmlos tat, uns gelangweilt entgegen sah und wartete, bis wir weit genug auf der Weide waren, um uns dann entschlossen anzugreifen und mit den Hörnern aufzuspießen.

Ich hielt den kleinen Max am Jackenärmel fest, sodass er sofort stehen blieb. Mir war klar geworden, dass die Kuh, falls sie uns nicht angreifen wollte, im schnellen Galopp über die Weide abhauen konnte. Das würde dann beweisen, dass sie doch nicht dumm war und stattdessen genau begriffen hatte, dass wir sie klauen wollten. Wir mussten ihr also den Weg abschneiden, zwischen sie und den Rest der matschigen Weide gelangen.

Ich flüsterte Max zu, dass wir einen großen Bogen um die grasende Kuh schlagen und in ihren Rücken gelangen müssten, um sie auf das Tor zuzutreiben.

Er nickte stumm, sah mich kurz mit seinen großen Augen an und ließ deutlich darin erkennen, dass er in diesem Moment lieber woanders gewesen wäre. Als mein Freund war es ihm wichtiger an meiner Seite zu sein, mir beizustehen.

Schritt für Schritt machten wir uns auf den Weg.

Die schwarzbunte Kuh hob wieder den Kopf, sah uns mit ihren großen Augen an, machte einen kleinen Brumnton, während sie scheinbar unberührt weiter an ihrem Gras kaute, und wandte sich dann wieder dem saftigen Grün der Wiese zu.

Es klappte ohne weitere Probleme. Erst jetzt sahen wir, dass unsere anderen Freunde lautlos bis an den Zaun herangehuscht waren und uns beobachteten. Auch sie wurden von der Kuh kurz angeschaut, ehe sie seelenruhig weiter fraß.

Ich glaubte nicht mehr wirklich, dass sie uns angreifen würde. Wahrscheinlich war sie eine sprichwörtlich dumme Kuh und ahnte kein Stück von unserem Vorhaben. Sie sah auch nicht auf, als Max und ich auf leisen Sohlen zu ihr schlichen, ohne sie auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Denn falls ich mich doch geirrt haben sollte, würden wir sofort auf dem schnellsten Weg wegrennen.

Plötzlich zupfte mich mein kleiner schwarzer Freund am Ärmel und wies mit ausgestrecktem Arm auf die Bäume hinter der Kuh an der anderen Zaunseite. Dort stand so eine Art angerosteter Wanne mit einem Wasserhahn und am Pfosten hing ein ziemlich langes, aufgewickeltes Seil.

Das konnte einfach kein Zufall sein, das war ein Wink des Schicksals und eine kleine Hilfe meines heimlichen Freundes Adlerfeder, der auf irgendeine Weise dafür gesorgt hatte, dass der Bauer dieses Seil hier an dem Zaunpfahl vergessen hatte. Hätten wir nicht leise sein müssen, um die Kuh nicht zu erschrecken, würde ich wohl laut aufgejubelt haben. Doch so schlichen wir einfach näher an die Kuh heran.

Jetzt waren es nur noch drei oder vier Schritte, und dieses Tier wirkte sehr viel größer als vorher, und auch sehr viel gefährlicher. Am Hintern und den Beinen war ihr Fell schmutzig und dreckverklebt, Fliegen schwirrten um sie herum, und sie roch eigenartig.

Wieder hob die Kuh den Kopf, wendete ihn, sah uns an und ließ ein lautes dröhnendes „Muuuuuhhh“ erklingen.

Wir erschrakten beide so heftig, dass wir zuerst wie angewurzelt stehen blieben, kalten Schweiß auf der Stirn und dann einen Schritt zurücksprangen.

War das eine klare Drohung?

Würde sie uns jetzt angreifen?

Nein, sie senkte erneut den Kopf und begann wieder gemächlich zu fressen, machte sogar einen Schritt vorwärts und bewegte sich so etwas näher zu dem offenen Weidetor.

Entweder war sie unglaublich schlau oder unglaublich dumm, anders konnte ich mir das nicht erklären. Sie machte uns regelrecht den Weg frei zu dieser Wanne und dem Seil, das ich mir sofort mit ein paar schnellen Schritten holte. Wie wir die Kuh damit anbinden und wegziehen wollten, war mir noch nicht klar. Aber das würde ich schon noch herausfinden.

Als ich mich wieder umdrehte, das Seil in den leicht zitternden Händen, stockte mir fast der Atem.

Max stand dicht an der Kuh, hatte den rechten Arm ausgestreckt und strich ihr ruhig über den Rücken. Sie reagierte mit einem kurzen Heben des Kopfes und fraß dann unbeirrt weiter.

In diesem Moment war Max für mich ein wahrer Held.

Ich war mir nicht sicher, ob ich das gewagt hätte. Er schien sich dessen ebenso bewusst zu sein, wandte sich halb zu mir um und grinste mich an, als wollte er sagen: Siehst du, die Kuh ist lieb und völlig harmlos.

Dann tat er genau das, was ich auch vorgehabt hatte, er breitete die Arme aus, trat einen Schritt zurück und stieß einen halblauten Schrei aus.

„Ha ... Ha ...“

Die Kuh schreckte etwas hoch, sah ihn an, machte zwei, drei Schritte von ihm weg und fraß dann einfach weiter an dem Gras vor ihren Beinen.

Inzwischen waren Axel und der kleine Walter ebenfalls auf der Weide. Er hatte die Schulhefte an Willy weitergereicht, der sie solange tragen sollte. Genau wie wir machten sie einen großen Bogen um die Kuh und gelangten so in ihren Rücken, während unsere anderen Freunde draußen weiter vor dem Zaun warteten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Ich machte den Beiden ein Zeichen Abstand von mir zu halten, um der Kuh auf jeden Fall den Weg abzuschneiden, rief Max halblaut zu mir zu kommen, doch der hörte gar nicht hin. Stattdessen machte er erneut einen halblauten Schrei, und wieder tat die schwarzbunte Kuh etwas aufgeschreckt ein paar Schritte und trabte weiter in Richtung auf das Tor zu.

Das war für mich das Zeichen selber aktiv zu werden, und ebenso für Walter und Axel. Auch sie breiteten die Arme aus, noch immer ihre Butterbrotdosen in den Händen, stießen halblaute Schreie aus und gingen auf die Kuh zu.

Die war jetzt offenbar verwirrt und auch ein wenig aufgeschreckt, sah zu Max, dann zu Axel und Walter und am Ende auch zu mir, der ich ebenso entschlossen mit ausgebreiteten Armen und einem halblauten „Ho Ho“ auf sie zuging. Jetzt schien sie wirklich verunsichert, während unser Mut und unser Selbstvertrauen sich schlagartig erhöhten. Die Kuh trabte von mir weg, konnte aber wegen Walter und Axel auch nicht auf die Weide zurück, und so nahm sie den einzig freien Weg, direkt durch das offene Tor vor den Zaun. Dabei ließ sie ein eher unwilliges und lautes „Muuuhhhh“ erklingen.

Doch vor dem Tor war sie nun erneut mit einigen Kindern konfrontiert, die ebenfalls die Arme ausgebreitet hatten, sich aber atemlos vor Anspannung nicht zu rufen trauten. Also blieb sie erst einmal stehen, wandte den Kopf in alle Richtungen, fand keinen Ausweg, fraß aber auch nicht mehr weiter, sondern schien abwarten zu wollen, was denn nun passieren würde.

Mit zwei, drei Schritten war ich bei ihr, warf ihr das Seilende um den Hals, und ehe ich eine Warnung ausrufen konnte, hatte sich Max das lose Ende bereits gepackt und begann das Seil zuzuknoten.

Die Kuh wehrte sich nicht, schien in ihr Schicksal ergeben und ließ sich ohne jeden Widerstand das Seil um den Hals binden.

Jetzt hatten wir also sogar eine Möglichkeit sie am Strick hinter uns her zu ziehen, ohne dass sie uns wieder weglaufen konnte.

Max war sofort an meiner Seite, hielt mit mir zusammen und vor Aufregung zitternden Händen das Seil fest umklammert. Er sah mich an, grinste unsicher und wusste doch genau wie ich, dass wir jetzt einen überzeugenden Sieg errungen hatten.

Walter und Axel waren ebenfalls wieder von der Weide runter, schlossen das Tor, damit uns nur ja nicht weitere Kühe folgen würden, und verschlossen es sogar wieder mit dem kurzen Strick.

Jetzt kam der Augenblick der Wahrheit – und zu meinem Erstaunen völlig problemlos.

Denn als wir losgingen, ging die Kuh widerstandslos mit. Sie versuchte nicht mal am Seil zu zerrern, scherte nicht zur Seite aus und griff uns auch nicht an. Als wäre es das Selbstverständlichste der Welt folgte sie uns ganz gehorsam auf den schmalen Weg runter zur Straße.

Unsere Freude starrten Max und mich fast fassungslos an. Für sie waren wir in diesem Moment wahre Helden und Zauberer. Ich wandte mich zu Walter um, flüsterte ihm zu, er solle runter zur Straße zu laufen, um nachzusehen, ob da irgendwelche Spaziergänger oder sogar Autos waren, und uns notfalls zu warnen.

Hoffentlich blieb die Kuh auch stehen, wenn wir abwarten mussten.

Es erwies sich als unnötig, denn nach wie vor war niemand weit und breit zu sehen.

Also nichts wie runter von dem Weg, die Straße rasch im Laufschrift überquert, - die Kuh folgte uns ganz selbstverständlich in eine schnellere Gangart – und dann ab in den Wald. Kaum drinnen begannen wir schneller zu laufen, so schnell es nur irgendwie ging. Erst wollte die Kuh nicht so ohne weiteres schneller laufen, aber als Max und ich kräftig am Seil zogen, erhöhte sie ihr Tempo ganz nach unseren Wünschen. Zwar wühlten wir eine Menge Waldboden und Blätter auf, als wir dahineilten, und hinterließen so eine deutlich sichtbare Spur immer tiefer in den Wald hinein. Doch das war uns völlig egal. Wir hatten es tatsächlich geschafft! Wir hatten eine Kuh gestohlen! Wir waren jetzt echte Viehdiebe! Warum wir so schnell liefen und die Kuh mit uns, als wäre der Teufel hinter uns her, wussten wir selber nicht. Auf jeden Fall wollten wir ein möglichst großes Stück Strecke zwischen uns und dem Ort unseres erfolgreichen Raubzugs legen, falls doch noch im letzten Moment irgendjemand aufmerksam geworden war. Es folgte uns niemand. Dennoch hielten wir eine ganze Weile ein schnelles Tempo, und die Kuh hielt problemlos mit. Vielleicht fand sie es ja auch ganz lustig von ein paar kleinen Kindern geraubt zu werden. Vielleicht wollte sie uns sogar ganz freiwillig Würste liefern. Erst, als wir ziemlich aus der Puste waren und schon ganz nah die Autobahnbrücke hoch über unseren Köpfen durch die Baumwipfel erspähten, blieben wir endlich stehen. Wir hatten eine Kuh gestohlen. Das war wirklich großartig. Jetzt würden wir Wurst haben so viel, wie wir wollten.

... Sozusagen von einem Tag auf den anderen wurden wir auf dem Schulhof der Zielpunkt vieler Blicke, die sonst mit Gleichgültigkeit über uns hinwegsahen, wie über lediglich lästige Sommerfliegen. Selbst die bezopften und pferdeschwänzigen Mädchen mit den blauen und rosa Schleifen im Haar fesselten am anderen Ende des Schulhofes nicht so viele Blicke wie wir, wenn wir schon fast routiniert und mit großem Vergnügen unsere Übungen von der Waldlichtung auch auf den steinernen Hof der Schule ausdehnten. Es war den Gesichtern der anderen Schüler anzusehen, dass sie sich fragten, wie dieses dumme Rattenpack das fertigkriegte, mehr als eine Minute auf einem Bein zu stehen, das andere angewinkelt unter dem schwächtigen Körper, ohne lang hinzuschlagen. Immer öfter waren nun kurzbehoste Jungen mit hellbraunen Halbschuhen nicht mehr bemüht die Blicke der blonden und braunhaarigen Mädchen einzufangen, sondern herauszufinden, wie wir die körperliche Balance zu diesem kleinen Kunststück fanden. Natürlich entging uns das nicht, und wir genossen die ungewohnte Aufmerksamkeit, die unserem Selbstbewusstsein schmeichelte. Wir machten uns einen Spaß daraus einige Meter auf einem Bein zu hüpfen und lachten leise, wenn die anderen Schüler es nachzuahmen versuchten und nicht einmal einen Meter schafften, ohne armrudernd auf den Boden zu fallen. Sie redeten nicht mit uns, denn das war nach wie vor nicht erwünscht und wurde absolut vermieden, denn wir blieben und waren in ihren Augen nur Rattenpack. Aber sie neideten uns, und wir führten ihnen stolz unsere kleinen Kunststückchen vor, die sie nicht nachmachen konnten. Ohne großen Schwung, fast aus dem Stand heraus sprangen wir mit dem Arsch auf die Mülltonnendeckel und setzten uns dort triumphierend nieder. Die Mädchen schienen weniger interessiert, aber ich konnte beobachten und erkennen, dass die größeren Jungen vor allem das nur zu gerne selber gekonnt hätten, was sie bei uns beobachteten, weil sie damit diesen Mädchen hätten imponieren können. Sie verhielten sich ohnehin sehr seltsam, sobald sie nur dieser weiblichen Schüler ansichtig wurden. Irgendwie schaffte ich es nie das richtig einzuordnen. Aber ihre wenigen Versuche unsere körperliche Selbstbeherrschung nachzuahmen bestätigten nur ihre Ungeschicklichkeit und entlockten uns ein hämisches Lachen.

Ich fragte Harry danach, weil der ja so vieles wusste, und auch andere meiner Freunde, warum sich die anderen Jungen aus der Schule so merkwürdig benahmen, sobald sie ins Blickfeld der Mädchen gerieten. Die hatten offenbar doch gar kein Interesse an ihnen, waren ohne Unterlass damit beschäftigt ihre Zöpfe neu zu flechten, sich gegenseitig die Haare zu kämmen oder albern herumzukichern. Ich glaube nicht, dass irgendjemand wirklich wusste, was sie da unhörbar für andere in kleinen Gruppen flüsternten.

Keiner meiner Freunde wusste eine wirklich überzeugende Antwort auf meine Fragen, und Harry knurrte nur geringschätzig und achselzuckend: „Mädchen sind doof ...“

Nach allem, was ich an ihnen beobachtete, wie sie sich auf dem Schulhof aufführten, konnte ich dem nicht wirklich widersprechen. Also beschloss ich sie nicht mehr zu beachten.

Frau Müller wurde von Tag zu Tag strenger im Unterricht, sie tadelte mit scharfer Stimme und fleißig zuschlagendem Zeigestock auf die Finger von vorlauten und ungehorsamen Kindern. Hatte sie den nicht direkt zur Hand, so tat das lange Holzlineal ebenso gute und schmerzhafteste Dienste.

Max und ich begriffen sehr schnell, dass wir am Besten im Unterricht durchkamen, wenn wir so gut wie keine Angriffsfläche boten, wenn wir unsere Hausaufgaben so ordentlich und sauber wie möglich erledigten, - und wenn wir möglichst viel lernten, genau aufpassten und fleißig unsere Finger hoben, um eine Antwort geben zu dürfen. Wir waren beide richtig gut im Rechnen, mit und ohne Zuhilfenahme der Finger. Wechselseitig beobachteten und halfen wir uns bei den wenigen Hausaufgaben, die wir bereits bekamen, erste Wörter aus bestimmten Buchstaben in unser Heft schreiben und am nächsten Tag vorzeigen. Auch das war ziemlich lustig, aber wir vermieden es unser Lachen im Waisenhaus zu zeigen, denn wir wollten keine Ohrfeigen von Schwester Wilhelmina kassieren, die uns zusammen mit Schwester Elisabeth beaufsichtigte.

Es war komisch und spannend zugleich aus den Buchstaben, die wir mittlerweile kannten, Wörter auf die Papierseite zu schreiben. Wir hatten ja keine kleine Tafel wie die anderen Schüler, - also mussten wir vorher flüsternd unsere Einfälle besprechen, ehe wir wieder ein kleines Stück einer Seite im Heft verbrauchten. Die anderen Klassenkameraden konnten mit ihren kleinen Schwämmen einfach wegwischen, was sie falsch geschrieben hatten, - bei uns blieb alles in weichem Grau auf weißem Linienpapier gebannt.

Max suchte schlitzohrig dabei manchmal nach Worten, die es nach meiner Meinung wahrscheinlich gar nicht gab. Aber er versuchte mich zu überzeugen, dass er das Wort schon mal gehört habe. Ab und zu versuchte ich das auch, doch wählten wir nur die aus, die wir wirklich kannten und auch zu schreiben wussten. Leise flüsternd erteilten wir uns Ratschläge am Esstisch im Speisesaal des Waisenhauses und führten einander vor, wie es noch besser mit unseren Übungen klappen konnte. Wir waren gut, richtig gut und einfallsreich, und darum unsere Finger immer, und immer wieder in der Luft zur Decke gestreckt, wenn Frau Müller uns ihre Rechenaufgaben stellte.

Sie versuchte Max völlig zu ignorieren, nahm ihn nur dran, wenn sich sonst niemand meldete und ich mich eben aus diesem Grund auch nicht, damit sie meinen Freund nicht länger ignorieren konnte. Denn das war ganz offensichtlich, dass Frau Müller lieber die anderen Schüler abfragte, die nicht aus dem Waisenhaus kamen und möglichst gar nicht die mit dunkler Hautfarbe. Ihr Blick fixierte mich fast böse, kaum dass mein Arm mal wieder nach oben schnellte. Max neben mir machte es nicht anders. Aber wir brauchten keine Worte, um uns darüber zu verständigen, dass er dieses Mal gerne dran genommen werden wollte, um sein Können zu beweisen, - so blieb mein Arm unten. Meldete sich kein anderer, so blieb Frau Müller keine Wahl – und Max durfte die richtige Lösung nennen.

Beliebter machte uns das allerdings nicht, nicht bei Frau Müller und bei den anderen Schülern erst recht nicht, die uns allesamt mit bösen Blicken bedachten.

Aber uns kümmerte das nicht, denn wir hatten ein Ziel: soviel wie nur möglich lernen.

Unsere kleinen Erfolge und besonders unsere folgenlose Furchtlosigkeit vor der strengen Frau Müller ermutigte sehr bald auch die anderen Schulanfänger aus dem Waisenhaus. Max und ich saßen zusammen am selben Pult, sodass es praktisch nahelag, dass wir auch gemeinsam unsere Hausaufgaben bewältigten. Es wurde jedoch mit jedem Tag auch immer deutlicher, dass wir viel weniger Tadel bekamen als andere Schüler, dass wir fast immer als

Erste die gesuchten Lösungen beim Rechnen fanden, und dass wir sogar richtig Spaß dabei hatten, - besonders weil wir merkten, dass Frau Müller sich darüber ärgerte. Ausgerechnet zwei Schüler aus dem ungeliebten Rattenpack zeigten sich als besonders gute Schüler.

So schlossen sich sehr bald auch Roland, der kleine Walter und Frank unserer kleinen Gemeinschaft an, saßen nach wenigen Tagen mit uns zusammen im Speisesaal, und gemeinsam machte es noch mehr Freude zu lernen. Was der eine nicht sogleich wusste, konnte oft der andere beantworten – und umgekehrt. Sie saßen in der Schule an einer anderen Bank, waren aber durch Frau Müller genauso benachteiligt wie Max und ich, denn auch sie wurden im Unterricht nur ausnahmsweise dran genommen. Meldeten sich deutsche Familienkinder, erhielten die immer bei ihr den Vorrang. Also mussten wir vor allem selber unser Können verstärken und im Speisesaal das stotterfreie Lesen jener Worte üben, die wir vorher aus einzelnen Buchstaben zusammengefügt und geschrieben hatten. Das wirkte sich dann im Schulunterricht aus, denn während andere Schüler langsam und stockend an verschiedenen Wörtern herum probierten, konnten wir sie tatsächlich lesen und mussten nicht erraten, was sie vielleicht bedeuteten.

In dem Punkt hatte unsere Lehrerin zweifelsfrei recht: Übung macht den Meister – das kannten wir ja auch schon von unseren Sportübungen auf der Waldlichtung.

Dass wir im Unterricht nicht hinreichend an die Reihe kamen unsere Lernerfolge vorzuführen, das änderte sich nun gründlich, denn wir beflügelten uns förmlich gegenseitig. Der kleine Walter musste sich zwar ziemlich konzentrieren, um mitzuhalten, und auch für Roland war es nicht leicht, aber innerhalb ganz kurzer Zeit war Frau Müller auf einmal mit mehreren Kindern aus dem Waisenhaus konfrontiert, die sich immer wieder im Unterricht meldeten und ihre gewissenhaft gefertigten Hausaufgaben vorzuzeigen konnten. Ob uns das wirklich in ferner Zukunft von Nutzen sein würde, vermochten wir zu dieser Zeit noch nicht einzuschätzen. Jetzt zählte für uns nur, dass wir im Rechnen besser waren als jene, die uns als Rattenpack bezeichneten und sich für etwas Besseres hielten. Beim Wörterschreiben waren wir ihnen ebenfalls überlegen.

Frau Müller konnte nur ebenso gewissenhaft prüfen, wo und wie viele Fehler sich dennoch eingeschlichen hatten und darauf setzen, dass sich auch die anderen Schüler stärker im Unterricht beteiligten.

Das klappte zu ihrem Ärger aber nicht sehr oft.

Schließlich suchten selbst die beiden deutschen Waisenhauskinder Erwin und Axel den Anschluss an unsere Gruppe. Wir wiesen sie nicht offen ab, hielten aber eine unübersehbare Distanz zu ihnen, denn sie gehörten nicht zu uns, zu den Negerkindern.

Sorgen machten uns dabei unsere Hefte, denn die Seiten füllten sich zunehmend von Tag zu Tag. Wo sollten wir Neue herbekommen?

Ich konnte schließlich nicht riskieren wieder einen Streit mit unserer Lehrerin anzufangen. Die Erfahrung der Folgen steckte noch allzu deutlich in meinem Gedächtnis.

Es gab aber auch jeden Tag eine Unterrichtsstunde, wo wir Waisenhauskinder nicht die Spur einer Chance bekamen, mit den anderen Schülern aus richtigen Familien unsere Fähigkeiten zu messen, - beim Zeichnen und Malen. Die Ausgangslage war schon für uns sehr ungerecht, denn wir sollten zuerst einmal lernen das Bild einer Katze, eines Hundes oder einer Kuh aus dem Wörterbuch nachzumalen, so gut wir es konnten.

Da waren wir eindeutig im Nachteil, denn wir besaßen nicht so einen kleinen, schmalen Metallkasten mit sechs langen Buntstiften drin. Es gab sogar Kinder in unserer Klasse, die holten eine flache Dose aus ihrem Ranzen, in dem sich zwölf Buntstifte und mehr befanden. Andere besaßen eine kleine Ledermappe, in der ebenfalls viele Buntstifte sorgfältig gehütet und aufbewahrt wurden.

Wir konnten einen einzigen Bleistift vorzeigen, und mussten uns sogar noch von Frau Müller einen Anspitzer leihen, wenn der mal abgebrochen war. Jedes Mal knurrte sie verärgert auf, wenn wir sie darum baten, - denn für alle anderen Kinder war so ein kleiner Würfel mit einem Loch zum Bleistifteanspitzen ein selbstverständlicher Besitz.

Für uns nicht, wir konnten nur diesen einen Bleistift vorweisen, der zudem mit jedem Anspitzen ein klein wenig kürzer wurde, sodass seine Endlichkeit in nicht einschätzbarer Zeit absehbar war. Dann würden wir einen Neuen brauchen.

Wir blieben in diesem Unterricht farblich beschränkt, unsere mehr oder weniger unförmig aussehenden Hunde oder Katzen waren alle Bleistiftgrau.

Ich sah fasziniert zu, wie die anderen Schüler, auch mit viel zu grellen und gänzlich falschen Farben, auf einmal aus ihren grauen Zeichnungen kleine bunte Kunstwerke zauberten, die förmlich leuchteten.

So etwas wollte ich auch, unbedingt.

Doch Frau Müller konnte oder wollte uns solche Buntstifte nicht leihen, ganz ausgeschlossen.

Ich machte einen einzigen Versuch es wenigstens einmal mit solchen Farben zu probieren, was ich damit malen konnte und bat einen Mitschüler am Nachbartisch mir nur einen einzigen Stift für kurze Zeit auszuleihen. Er würde ihn ja sofort danach wiederbekommen.

Doch er tippte sich nur mit dem Zeigefinger an die Stirn und fragte mich feindselig, ob ich völlig blöd wäre.

„Ich leihe dir doch nichts ... ihr seid Rattenpack ...“

Das war aussichtslos, das verstand ich sofort. Ich neidete den anderen diese wunderbaren Buntstifte, an die ich mich noch nebelhaft aus meiner früheren Kindheit erinnern konnte. Damals konnte ich zwar auch nicht viel besser malen, aber ich besaß schöne Malhefte, wo ich eine vorgezeichnete Blume oder Kuh ausmalen konnte.

Alles unwiederbringbar und endgültig verloren, an Kinder aus Reinshagen oder sonst wo. Kinder, wie dieser Junge, der mir nicht mal für einen kleinen Augenblick einen seiner vielen Buntstifte leihen wollte.

Das war einfach nicht gerecht, es machte mich richtig wütend und traurig zugleich.

Mir war zum Heulen zumute.

Unsere Bilder im Zeichenunterricht blieben grau in grau und schmucklos, unsere Noten erreichten nicht einmal Mittelmaß. Ich meinte Frau Müller ansehen zu können, dass sie das sehr zufriedenstellte, uns Waisenhausschülern jeweils ein ausreichend, eine Vier als Note zu geben.

Wir hatten keinerlei Chance uns da irgendwie zu verbessern.

Harry tröstete mich auf dem Schulhof, als ich ihm wütend davon erzählte. Auch er stand jeden Tag vor dem gleichen Problem, denn selbstverständlich bekam er auch in seiner höheren Klasse Zeichenunterricht und besaß keinen dieser schönen Farbkästen wie die anderen Schüler. Die waren sozusagen noch eine Steigerung dessen, was meinen Mitschülern in meiner Klasse zur Verfügung stand. In diesen anderen Farbkästen befanden sich sechs oder ein ganzes Dutzend von diesen kleinen runden Farbtöpfen. Ich versuchte mir das bildlich vorzustellen, wie diese Schüler aus Harrys Klasse beim Malunterricht diesen kleinen Metallkasten aus ihrem Tornister holten, einen dazu gehörenden kleinen Metallbecher mit Wasser füllten und auf ihr Pult stellten. Mit etwas, das aussah wie unsere Bleistifte, aber mit einem ordentlich gebündelten Haarbüschel an der Spitze, tauchten sie kurz in diese kleinen Wassernäpfe ein. Damit wischten sie ein paar Mal in einem der bunten Farbtöpfe herum und konnten dann ihre mit Bleistift vorgezeichneten Bilder in jedem gewünschten Farbton ausmalen. In Harrys Klasse verwendeten die anderen Schüler auch richtige Zeichenblöcke, nicht einfach nur weiße Papierbögen. Hinzu kam bei ihm sogar noch, dass er längst dringend ein Lineal, ein Zeichendreieck und Radiergummi gebraucht hätte, denn sein Zeichenunterricht war wesentlich spezialisierter und ausgeweiteter als unsere bescheidenen Versuche, irgendwelche Tiere und Bäume nachzumalen.

Doch auch Harry hatte da keine Chance, denn es gab keinerlei Aussicht an diese Dinge zu gelangen. Mutter Maria hatte ihm kalt und knapp mitgeteilt, dass dafür keine Gelder vom Amt bereitgestellt würden, dass sie ihm das nicht kaufen könne. Sie empfand es schon als Frechheit, dass er überhaupt danach zu fragen wagte. Wenn er solche Unterrichtsmaterialien brauche, dann müsse ihm das die Schule leihen oder zur Verfügung stellen. Doch der Direktor und Lehrer Hasenbein hatte ihm nur darauf geantwortet, dass die Schule das nicht zur Verfügung stellen könne, weil dafür kein Geld von der Schulbehörde freigegeben würde.

So drehte sich sein Interesse im Kreis, war jede Hoffnung vergebens. Auch Harry zeichnete nur mit Bleistiften und war schon froh, dass er durch mein Streitgespräch mit Frau Müller jetzt einen Eigenen besaß, den er nutzen konnte. Ich würde mich daran gewöhnen müssen, dass meine Schulnoten im Zeichenunterricht immer schlecht bleiben würden, - nur weil wir

keine Buntstifte oder Farbkästen besaßen. Es gab ja auch so vieles andere, was wir nicht nutzen konnten. Das war nur ein Punkt mehr, in dem wir benachteiligt blieben. Ich fand das alles sehr ungerecht.

... An einem heißen Sommertag waren wir auch dort, als gleich vier Schüler aus anderen Klassen hereinkamen und uns sofort offen feindselig musterten. Wir versuchten sie zu ignorieren, obwohl uns die Herzen mächtig viel schneller schlugen. Es roch förmlich nach Ärger.

Vielleicht machte die draußen herrschende Hitze die Jungen aggressiv und nervös, ich weiß es nicht. Wir standen ganz friedlich an unseren Waschbecken, weit nach vorn gebeugt und tranken kühles Wasser, jeden Blickkontakt mit den anderen Schülern vermeidend.

Ihr Interesse war ein anderes, und daraus machten sie auch kein Hehl.

„Hey, Rattenpack ... raus hier ... trinkt nicht unser Wasser ...“

Ein großer Blonder schien der Wortführer der kleinen Gruppe zu sein, breit grinsend und offen feindselig. Die anderen lachten und einer rief uns zu, dass wir besser aus der Pissrinne trinken sollten, wie es dreckige Ratten nun mal machten. Sie waren alle etwas älter und größer als wir.

Max hatte Angst, das sah ich in seinen Augen und seinem Gesicht, und mir erging es nicht viel besser. Doch wir hatten etwas gelernt, sahen uns nur kurz an und atmeten tief durch.

Wie hatte Harry geraten?

Nur nicht provozieren lassen.

Genau das hatten wir vor, während diese Schüler langsam näher kamen und uns weiterhin als Rattenpack bezeichneten. In aller Ruhe tranken wir zu Ende, drehten die Hähne zu und wollten zum Ausgang, noch immer jeden Blickkontakt zu den anderen Schülern vermeidend. Aber wir beobachteten wie immer wieder gelernt ihre Füße und so entging uns nicht, dass sich einer von ihnen direkt in unseren Weg stellte. Er stieß Max mit seiner Hand an der Schulter ein kleines Stück zurück.

„Hey, schwarze Ratte, kannst du auch wie ein Mensch sprechen ...“

Da reichte es mir, meine ganze gebändigte Wut entlud sich blitzschnell, so wie Benny und Harry es mir beigebracht hatten. Tief durchatmen, keine weite Ausholbewegung, sondern die geringe Distanz, die gesamte Kraft und die Überraschung nutzen und zuschlagen.

Ich traf ihn richtig gut, mitten auf die Nase, die sofort zu bluten begann, und Max traf auch, mit seinem ganzen klein erscheinenden Körpergewicht und angewinkeltem Arm stieß er den Jungen vor die Brust, nahezu zeitgleich zu meiner geballten Faust.

Er taumelte rückwärts, fiel fast in die saubere Pissrinne und wurde im letzten Moment von seinen Freunden aufgefangen, sonst wäre er sicherlich zu Boden gestürzt und pitschnass geworden.

Jetzt würde es erst richtig gefährlich werden, das war mir schlagartig klar.

Doch als ich jetzt endlich den Blickkontakt zu unseren Angreifern aufnahm, traf es mich fast wie ein echter Fausthieb. Ich las es aus ihren Gesichtern und besonders aus ihren Augen: Sie hatten Angst, richtige Angst vor uns.

Keiner von ihnen hatte die Schläge kommen sehen oder auch nur geahnt. Wie immer hatten sie geglaubt, dass wir Waisenhauskinder stumm, furchtsam und möglichst unauffällig das Weite suchen würden, um jeder direkten Konfrontation aus dem Weg zu gehen. Doch so eine Gelegenheit zwei kleinen Erstklässlern Angst zu machen, wollten sie sich nicht entgehen lassen. Sie kannten und fürchteten Harry, aber der war nicht hier, nur zwei kleine, schmutzige Heimkinder, die ihnen völlig unerwartet eine Lektion erteilt hatten.

Jetzt blutete ihrem Freund die Nase und das Blut tropfte auf sein schönes gestreiftes Hemd, machte unschöne Flecken.

Und sie hatten Angst - vor uns.

Wir sahen sie alle der Reihe nach an, sagten kein Wort – und drehten uns dann um, um hinauszugehen. Das war sicherlich der gefährlichste Moment, und ich spürte, wie jeder Nerv in mir gespannt darauf lauerte, ob sie uns wohl in den Rücken fallen und selber zuschlagen würden.

Aber sie hatten Angst – vor uns und ließen uns stumm gehen.

Draußen atmeten Max und ich erst mal tief durch, schüttelten unsere eigene Angst vor einem Kampf ab, dann sahen wir uns an – und grinnten breit.

Denen hatten wir es aber mal richtig gezeigt.

Unsere Knie waren zwar ein bisschen zittrig und unsere Herzen schlugen wie nach einem endlos langen Lauf, aber wir waren als Sieger da heraus gegangen. Es war uns nichts passiert. Sie kamen uns auch nicht nachgeilt, als wir schon ein paar Schritte von dem Klohaus weggegangen waren.

22. Kapitel - Der Plan

Über Ratten sagen die Verhaltensforscher, dass sie ein nahezu menschliches Sozialverhalten und Gemeinsinn besitzen. Nur lassen sie sich nicht leiten und manipulieren durch Ertragsrenditen, Gewinn- und Machtstreben, oder Neid auf bessere Ernährung.

Alle für eine Ratte, alle Ratten für eine.

Sie befolgen klare, ungeschriebene Regeln, über zahllose Generationen mit den Genen vererbt und antrainiert, und sind genau deswegen schwer zu bekämpfen. Stirbt eine Ratte an einem Nahrungsmittel, so wird keine andere dieses mehr anrühren. Ratten sind hochintelligent, können beinahe kreativ denken, auch wenn das alles weitgehend über ihren Instinkt und ihre evolutionäre Erfahrung gesteuert wird.

Darum sind sie Menschen so ähnlich.

Sie bevorzugen Orte, an denen sie ausreichend Nahrung und gleichartige Gesellschaft finden, denn sie lieben den Zusammenhalt in der vertrauten Gruppe. Mut und Geschicklichkeit gehören zu ihren wichtigsten Tugenden, die sie Tag für Tag schulen und anwenden, - und sie lernen voneinander, bilden sich regelrecht gegenseitig aus.

Geraten sie in Gefahr oder werden sie angegriffen, ziehen sie es vor zu fliehen, - darin sind sie Menschen sogar oftmals überlegen. Denn diese stürzen sich selbst dann noch in gewalttätige Auseinandersetzungen, wenn von vornherein klar ist, dass sie diesen Kampf nicht gewinnen können.

Ratten bevorzugen da die Flucht und leben dadurch länger.

Treiben Sie aber Ratten in die Enge, bis sie letztendlich keinen Ausweg mehr finden, dann kann es durchaus passieren, dass sie todesmutig angreifen und beißen.

Menschen reagieren etwas anders, aber nicht unähnlich. Viele haben das bereits an ihren Kindern mehr oder weniger erfolgreich ausprobiert. Sie treiben sie in die Enge und prügeln, wegen der unleugbar größeren Körperkraft, wie verrückt auf sie ein. Die Kinder ducken sich, sie versuchen noch immer dieser Gefahr zu entgehen, - und schaffen es nicht, weil sie keine Chance haben.

Aber hüten Sie sich, diese Kinder werden größer und können durchaus ihre pädagogisch gewalttätige Irrationalität eines Tages massiv gegen sie einsetzen, - sie schlagen zurück und beißen.

Darin sind sie in die Enge getriebenen Ratten durchaus ähnlich, die alles um sich herum totbeißen, wenn es nur irgendwie möglich ist, nur um die Gefahr ein für alle mal auszuschalten.

Kinder sind jedoch keine Ratten, die haben nur ein ähnliches Sozialverhalten.

Unterschätzen sie niemals Kinder, egal, ob es ihre eigenen oder fremde sind. Ein altes Sprichwort und die Erfahrung sagen, dass man sich immer zweimal im Leben begegnet.

Kinder lieben ihre Fantasie und ihre kleinen naiven Fluchtwelten, ihre Träume, Wünsche und Hoffnungen. Wenn Sie ihnen das wegnehmen und lange genug brutal auf sie einprügeln, dann kann es durchaus passieren, dass Sie kleine Ratten erschaffen, die ihre Aussichtslosigkeit erkannt haben und in ihrer Verzweiflung brutal, erbarmungslos zurückschlagen.

Darum sind sich Ratten und Menschen so ähnlich, aber die Tiere gehen im Gegensatz zu uns nicht auf ihre Nachkommen los, quälen und misshandeln sie nicht.

Das ist ausnahmslos menschlicher Natur.

Aber man sagt den Menschen ebenfalls nach, dass sie am kreativsten werden und zur Höchstform auflaufen, wenn die Dinge des Lebens für sie am Schlechtesten stehen und sie total in der Falle sitzen.

Keine Frage, darin waren wir uns einig, Mutter Maria würde Wege suchen und finden uns alle nach diesem bedrohlichen Halfeshof zu bringen. Damit konnte sie zwei Fliegen mit einem Schlag erledigen. Unsere Gruppe der verschworenen Negerkinder brach auseinander, denn wir würden kaum alle dort unterzubringen sein, und niemand würde mehr erfahren, was wir Mutter Maria vorwarfen. Wir hatten ohnehin keinerlei Beweis. Alles, was wir in den Händen hielten, war unser Wissen darüber, dass unser gemeinsamer Freund Max von ihr verprügelt und in den Keller eingesperrt worden war. Dort musste er fast zwei Tage bleiben und war dann in einem Auto weggeschafft worden, das kein Krankenwagen gewesen war, hinausgetragen von zwei Männern in dunklen Anzügen und einer Holzkiste.

Mutter Maria hatte erneut die Macht ein großes Stück aus ihren Händen verloren, sich sogar einen gebrochenen Arm eingehandelt und vor ihren Ordensschwwestern und kleinen Jungen eine beschämende Niederlage kassiert. Sie erschien jetzt viel schwächer, als wir uns das vorher je hätten vorstellen können.

Ihr blieb gar keine andere Wahl, sie musste ein Exempel statuieren, was aber zu unserem Glück nicht schnell gehen würde. Kellerratte und Benny drohte sie schon seit ein paar Jahren mit dieser Einrichtung. Dabei wussten die Beiden gar nicht so viel darüber, hatten nur Gerüchte gehört, weil sie schon einen Freund auf diesem Weg verloren. Tom war vor meiner Zeit, vor fast drei Jahren nach Halfeshof überstellt worden, weil er durchgedreht hatte, als ihm Mutter Maria einen kleinen Fotoapparat abnahm, den er von seinem Vater bekommen hatte. Es war das Einzige, was ihm noch geblieben war, aber Mutter Maria wollte ihn versilbern.

Charly hatte auch schon mal von Halfeshof gehört, Hermann ebenfalls, und es war nichts Gutes, da waren sie sich einig. Irgendwo bei Solingen lag dieses Heim und war die düstere Drohung für alle aufsässigen Kinder in den Heimen weit und breit.

„Da kommen alle hin, die FE kriegen“, meinte Hermann mit düsterem Gesichtsausdruck.

„Was ist ... FE ...?“

„Fürsorgeerziehung.“ Hermann wäre um ein Haar selber dort gelandet, als sein Vater ins Zuchthaus kam. Als ich Kellerratte dann fragte, was denn da genau so schlimm wäre, antwortete er nur: „Das ist so eine Art ... Kinder KZ ...“

„Was ist ein Kinder KZ?“

„Ein Kinder Knast ... ein Kinder Gefängnis ...“

Das hörte sich in der Tat nicht gut an, und ich glaubte in diesem Fall ohnehin den Worten von Mutter Maria, die Benny damit gedroht hatte, dass er dort mehr Prügel, als zu Essen bekommen, und sich zurück ins Waisenhaus Eschbachtal wünschen würde.

Sie hatte die Macht und die Möglichkeiten, uns dahin zu bringen.

Ich hielt dem entgegen, dass sie aber andererseits viel zu sehr daran interessiert wäre, mit uns möglichst viel Geld zu verdienen, auf das sie kaum verzichten wollte, - so gut kannte ich sie inzwischen. Mutter Maria hasste es unnötig Geld zu verlieren oder auszugeben. Wenn sie uns alle nach Halfeshof überstellen ließ, wären ihre gesamten Einnahmen futsch, und so viele Ersatzkinder aus anderen Heimen könne es wohl nicht geben. Ich erinnerte meine Freunde daran, dass sie andere, jüngere Kinder haben wollte, als die aus dem ehemaligen St. Elisabeth kamen, - doch sie hatte keine bekommen. Vielleicht gab es einfach nicht genug Waisenkinder oder zu viele andere Waisenhäuser, die auch gute Geschäfte mit Kindern machen wollten.

Wir wussten es nicht, aber die Bedrohung durch Mutter Maria war absolut ernst zu nehmen. Immerhin hatten wir es tatsächlich erreicht, dass seit dem Zwischenfall im Speisesaal keiner von uns mehr in den Keller gesperrt wurde. Ob es Furcht war, die Mutter Maria dazu brachte, - auch das wussten wir nicht und konnten es auch nicht einschätzen.

Unübersehbar aber waren alle Ordensschwwestern zurückhaltender, vorsichtiger und weniger gewalttätig seit diesem Tag. Das kaputte Fenster ließ sich am nächsten Tag problemlos austauschen. Wir erfuhren natürlich nicht, was Mutter Maria der Kreisverwaltung für eine Erklärung gab, wieso das Fenster so vollkommen zu Bruch gegangen war. Es kam wieder dieser alte Mann mit dem Werkzeug und den Sägen, er werkelt herum, sägte Holzleisten und hämmerte, und nach ein paar Stunden war ein neues Fenster mit Rahmen eingebaut. Im Gegensatz zu den anderen sah es ungewohnt neu aus, aber daran gewöhnten wir uns. Ein bisschen weiße Farbe, hier und da noch ein wenig schleifen und polieren, nach drei Tagen waren die letzten Spuren von Bennys Stuhlwurf restlos beseitigt. Intakte Stühle standen im Keller noch jede Menge.

Die Blessuren, die Schwester Walburga und Mutter Maria davongetragen hatten, hielten sich deutlich beständiger. Die eine humpelte ein wenig und verzog immer wieder schmerzerfüllt das Gesicht, während die andere ihren rechten Arm in einem dicken Gips trug, gestützt durch ein schwarzes Hängetuch um den Hals.

Das schrie förmlich nach Rache gegen diese unerzogenen Kinder, die tatsächlich gewagt hatten sich gegen Gewalt zu wehren.

Wir mussten etwas tun, um das zu verhindern.

Es war kein richtiger Sieg, kein wirklicher Triumph für uns, zumal einige diese Eskalation höllisch erschreckt hatte. Aber ein großes Stück meiner Traurigkeit war von mir abgefallen, ausgetauscht gegen eine bescheidene Rückkehr meiner Lebensfreude.

Ich fühlte mich schuldig, denn selbst wenn Kellerrattes Einschätzung richtig sein sollte, dass Mutter Maria uns auf keinen Fall alle in diesem erschreckenden Halfeshof unterbringen konnte, weil es total überfüllt war, so bestand doch die Gefahr, dass sie unsere Stärksten, Benny und ihn als unsere Anführer, zuerst dorthin überstellen ließ.

Waren sie erst weg, fehlten uns die erfahrenen Leitfiguren, der Widerstand würde kläglich zusammenbrechen.

„Ich habe sie auch nicht vergessen“, entgegnete ich meinem Freund heftig, „ich kannte sie zwar nicht, aber ich will dem Präsidenten auch von ihnen erzählen ...“, meine Stimme fiel ein wenig vor plötzlicher Unsicherheit zusammen, „wenn ich es schaffe, dahin zu kommen ...“

Meine anderen Freunde schwiegen mit ernstesten Gesichtern. Ich spürte, dass sie uns beide sehr genau beobachteten und versuchten herauszubekommen, wie ernsthaft wohl meine Idee wäre, wie real der Widerspruch, der von Kellerratte kam. Er war unser unbestrittener Anführer, ich sein Freund, der von allen Professor genannt wurde wegen meines guten Zeugnisses. Wir waren Kinder, allesamt, doch ich bezweifelte nicht, dass sie genau verstanden, wie wichtig diese Aussprache für uns war.

Doch ich bekam plötzlich Hilfe, von einer Seite, von der ich es am wenigsten erwartet hatte.

„Es gibt da draußen wirklich nicht nur Arschlöcher“, meinte auf einmal Hermann mit leiser Stimme und sah sich um, ob irgendjemand missbilligte, dass ausgerechnet er sich jetzt ein-

mischte. Er gehörte zwar längst zu den Negerkindern, war auf der Felsklippe gewesen, hatte die steile Wand bezwungen und sich als wirklich zuverlässig erwiesen. Jetzt wandten sich viele Gesichter ihm zu, was ihn tief erröten ließ. „Ich war ... ich war kein Freund von Max. Ich ... ich war ... gemein zu ihm. Aber das ...“, zu meinem Erstaunen füllten sich seine Augen mit Tränen, „das hat er ... das hat er nicht verdient. Verdammt noch mal“, schrie er plötzlich gellend los, „er war doch ... einer von uns ... er war ein Kind, wie wir ...“, er weinte leise und war nicht der Einzige, dem die Tränen über das Gesicht liefen, „wenn du willst ...“, er wandte sich mir direkt zu und sah mich mit geröteten Augen an, „wenn du willst, komme ich mit. Ich weiß vieles, was du noch nie gesehen und erlebt hast, Fritz. Ich habe da ... da draußen gelebt. Wenn du willst, komme ich mit ... wir werden das irgendwie schaffen ...“

Es herrschte auf einmal atemlose Stille, alle sahen wieder mich an – und ich konnte es kaum glauben, ausgerechnet Hermann bot mir seine Hilfe an. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, war froh wenigstens eine Unterstützung zu bekommen und nickte nur stumm.

„Danke“, würgte ich mühsam hervor und hörte im selben Moment ein leises Lachen.

Ich wandte mich in die Richtung und sah direkt in Harrys Gesicht, der mich breit angrinste: „Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, was dich an dieser blöden Straße so interessiert“, er lachte erneut und schüttelte glucksend den Kopf, „das ist die wahnsinnigste Idee, von der ich je gehört habe, Professor. Du hast dir das alles genau geplant, nicht wahr, hast das alles ausgetüftelt“, er schüttelte lächelnd den Kopf und schien es einfach nicht fassen zu können, „ich glaube nicht, dass das wirklich klappt ... aber ich komme auch mit, wenn du willst ...“

Er ahnte nicht einmal ansatzweise, wie dankbar ich ihm dafür war. Harry war zwar nicht so stark wie Benny, aber auch kein leichter Gegner, falls wir in Schwierigkeiten gerieten, und er war klug, wusste über viele Dinge Bescheid.

„Und ich komme auch mit“, Charlys Stimme dröhnte fast ein wenig, denn er wollte erst gar keine Zweifel darüber aufkommen lassen, dass das seine eigene Entscheidung war. Ich versuchte ihn davon zu überzeugen, dass er mit seinem Aussehen und seiner Hautfarbe viel zu auffällig wäre, dass wir aber nahezu unsichtbar bleiben müssten, bis wir in Bonn waren.

„Wenn uns jemand sieht“, versuchte ich ihn zu überzeugen, „werden sie mit dem Finger auf uns zeigen und sagen: Seht mal der Negerjunge – wo kommen die denn her? Und dann ...“

„Er war mein Freund ... Max war mein Freund“, jetzt wurde seine Stimme fast drohend. Er machte mir ganz deutlich klar, dass er auf jeden Fall mitkommen würde, selbst wenn er notfalls hundert Meter hinter uns gehen müsste. Kellerratte versuchte ihn auch zu überzeugen, obwohl er überhaupt nicht an meine Idee glaubte, aber zusammen mit Charly wären wir in der Tat viel zu auffällig.

Doch es half alles nichts. Charly hatte seine Entscheidung getroffen, war jederzeit bereit sich auf den Weg zu machen, notfalls auch sofort und ganz allein.

So gab ich denn auf und nahm sein Angebot an. Jetzt hatte ich schon zwei wirklich starke Freunde an meiner Seite, die Kraft genug besaßen alle Probleme aus dem Weg zu schaffen. Kellerratte war noch immer nicht überzeugt und nahm es seinem Freund Benny fast übel, als der mir ebenfalls anbot mich zu begleiten. Doch dieses Mal lehnte ich trotz aller Dankbarkeit mit aller Entschlossenheit ab und nannte ihm auch meine guten Gründe dafür: „Du und Kellerratte, ihr ... ihr seid meine Freunde ... und ihr seid stark. Ihr müsst die anderen beschützen, während wir weg ... und bis wir zurück sind. Ihr müsst auf sie aufpassen. Ihr beide seid unsere Anführer ... ihr könnt unsere Freunde nicht einfach allein lassen ...“

„Aber Max war auch mein Freund ...“

Das war mir klar, aber in diesem Fall ließ ich das nicht gelten. Ich machte Benny klar, dass wir vielleicht fünf bis sechs Stunden Vorsprung haben würden, vielleicht sogar noch weniger. Dann würde Mutter Maria merken, dass vier Kinder verschwunden waren. Trotz ihres gebrochenen Arms würde sie jede Gelegenheit nutzen herauszufinden, was hier vorging, und Schwester Liturga würde jeden verprügeln, der ihr nicht sagte, was wir vorhätten.

Benny gab nach und wurde darin von Mike unterstützt, der sich kurz mit dem großen Walter besprochen hatte, ehe er sich mir zuwandte: „Es werden aber nicht nur vier sein, die abhauen und mitkommen, sondern fünf ...“

Er lachte über meine Verblüffung und wiederholte sein Angebot, wenn ich ihn dabei haben wollte. „Du hast das alles ausgetüftelt, Professor ... ohne dass einer von uns etwas gemerkt hat. Ich möchte jetzt wenigstens dabei sein und erleben, ob es klappt ... oder nicht ...“

„Das sehe ich auch so“, Frank, mit dem ich zusammen eingeschult worden war, pochte energisch auf sein Recht ebenfalls mitzukommen. „Wir sind Negerkinder ... wir halten zusammen. Und alle ...“, er blickte grinsend in die Runde, „alle können sowieso nicht mitkommen, das wäre wirklich viel zu auffällig. Aber ich komm mit, wenn du willst ...“

Ich nahm sein Angebot gerne an, denn Frank war klug, geschickt in vielen Dingen und sehr ausdauernd im Laufen, genau richtig für unser waghalsiges Vorhaben.

Kellerratte sah sich auf einmal überstimmt, seufzte laut auf und fluchte dann leise, dass er uns diese verrückte Idee ohnehin nicht ausreden könne. Aber allen anderen, die sich jetzt meldeten, um ebenfalls mitzukommen, fiel er sofort ins Wort. Erstens wäre das wirklich zu auffällig und zweitens würde Mutter Maria die gesamte Polente der Umgebung alarmieren, wenn mehr als sechs Kinder aus dem Waisenhaus verschwanden. Sie würde ohnehin fuchsteufelwild werden. Wir könnten froh sein, dass wir dann schon ein gutes Stück weg wären, denn der Zorn von ihrer Seite würde gewaltig werden. Wahrscheinlich bekamen einige unserer Freunde Ohrfeigen und Schlimmeres, aber das war nur halb so wild, das waren wir gewohnt. Schon zweimal war es uns gelungen die Gewalt zu beenden, das würde auch ein weiteres Mal gelingen, - auch ohne mich. Er und Benny würden auf unsere gemeinsamen Freunde aufpassen und sie beschützen.

...

Wir hatten die Nonnen von ihrem Thron der Macht gestoßen und einigen Leuten aus der Kreisverwaltung schlaflose Nächte bereitet.

Wir hatten es geschafft, obwohl keiner unserer Freunde letztendlich wirklich daran glaubte.

Hatten wir einen großen Sieg errungen, wie Adlerfeder und die Sioux Indianer gegen ihre mächtigen weißen Feinde, die ihnen das Land und das Leben nahmen?

Hatten wir gegen das Unrecht gesiegt?

Was wussten wir schon vom Leben, von seiner Brutalität und Ungerechtigkeit. Gerade einen winzigen Teil von dieser Welt hatten wir gesehen. Einen kleinen Erfolg hatten wir euch mit aller Kraft abgetrotzt, - und dabei unbemerkt den Kampf verloren, weil wir euer mieses Spiel nicht kannten.

Ja, wir waren selber schuld, denn wir hatten gerade angefangen, euch zu vertrauen.

Ihr ward es nicht wert.

Wir hätten es besser wissen müssen, denn die Erwachsenen, die sich für so klug und überlegen halten, die ihre Größe und Macht missbrauchen, sie betrügen immer, wenn sie die geringste Möglichkeit dazu finden, - sogar sich selbst um das eigene Leben.

Niemand hat behauptet, dass es im Leben gerecht zugeht.

Gerechtigkeit sieht anders aus.

Wenn die Erwachsenen sagen, dass sie nicht ungerecht sein wollen, dann erblüht auf ihren Lippen im selben Augenblick schon die Lüge. Sie leben mit und von dem Unrecht, das sie selbstverschuldet Tag für Tag anrichten, immer wieder, bis an ihr Lebensende.

Wir haben das von euch gelernt.

Darum sind wir euch so ähnlich und ich wünschte dennoch, es wäre nicht so.

Ich will nicht eure Entschuldigung, denn ich werde euch nicht vergeben.

Ich will mich aber auch nicht einen Tag länger hinter diesem Scheißsatz verstecken, dass mich das alles längst nichts mehr angeht, dass ich das alles weit hinter mir gelassen habe.

Ich war dabei, ich war dabei, ich habe es mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leib erlebt.

Ihr solltet euch bewusst werden, dass jetzt auch andere wissen, was ihr uns angetan habt - und ihr habt noch weit mehr getan, als ich hier erzählt habe.

Kommt mir bloß nicht mit dieser Scheiße, dass das doch alles schon so lange her ist, dass die Zeit alle Wunden heilt und vergisst.

Meine Nabelschnur zur Gegenwart, ich habe sie durch das Erinnern nicht losgelassen und verloren, bin mir aber bewusster als je zuvor, wie meine Vergangenheit mein Leben prägte.

Meine Seele ist wund von dieser Erinnerung, aber das bin ich gewöhnt.

Wir waren noch immer ahnungslose, wehrlos ausgelieferte Kinder, lebten mitten unter euch im Feindesland und ahnten nichts von der Verschlagenheit der Wölfe, ihren Lügen und ihrem Betrug.

Erwachsene lügen, weil sie es so gelernt haben und weil sie wissen, dass sie meistens damit durchkommen, - weil sie alle lügen, mehr oder weniger.

Ich habe nie wirklich zu euch gehört und bin heute glücklich und stolz darauf kein Deutscher, kein „Kraut“ geworden zu sein.

Wir waren keine Kinder der Schande und kein Rattenpack, nur verschworene Freunde. Wir waren keine Helden, wir waren Kinder mit dem Mut der Verzweiflung, wir waren „Negerkinder“ und unbesiegbar.

Nachsatz

Frage: Ist es jetzt ... zu Ende ... bist du damit fertig?

Antwort: Ja, ... nein, es ist nie wirklich vorbei ... wenn du Glück hast, lernst du ... irgendwie damit zu leben ...

Epilog

In einer internen amtlichen Untersuchung wurde festgestellt, dass es menschliches Fehlverhalten und nicht unerhebliche Missstände im Waisenhaus Eschbachtal gab. Die entsprechenden Konsequenzen wurden daraufhin eingeleitet und vollzogen.

Unbestreitbar gab es Ungerechtigkeiten und auch körperliche Strafen für die Kinder in dem Waisenhaus. Aber es war in einer anderen Zeit, ein anderer Zeitgeist, wo man die Prügelstrafe für ungehorsame Kinder noch als normal und angemessen ansah. So etwas geschah auch in ganz durchschnittlichen, normalen Familien, dass Kinder für Flegeleien und Ungehorsam mit einer Tracht Prügel bestraft wurden.

Es waren eben andere Zeiten.

Allerdings wurde in der amtlichen Untersuchung auch festgestellt, dass kein einziges Kind jemals durch Gewalteinwirkung oder Fremdverschulden zu Tode kam. Alle Todesfälle waren ausnahmslos bedauerliche Unfälle, wie sie nun mal leider überall vorkommen können. Dass so etwas passierte, ist und bleibt bedauerlich.

Somit ist die Behauptung, dass im Waisenhaus Eschbachtal Kinder zu Tode geprügelt wurden, eine infame Unterstellung von ehemaligen Kindern dieses Waisenhauses, die sich für zweifellos begangene Ungerechtigkeiten rächen wollen. Jede anderslautende Aussage ist eine bössartige und üble Nachrede.

Was heißt das für Sie als Leser/-in?

Sie haben sich über so viele Seiten an diese Kinder heran gelesen, mit ihnen gelitten und über sie gelächelt, ihre eigenen Vorurteile gegen die katholische Kirche bestätigt gefunden.

Aber so etwas ist weder typisch, noch untypisch für die größte Religionsgemeinschaft der Welt, es ist einfach nur tragisch.

War es denn jetzt wirklich so – oder war es doch ganz anders?

Sie haben sich scheinbar völlig sinnlos, Seite für Seite, durch dieses Buch gelesen, und erfahren jetzt: Alles ist pure Erfindung, eine späte Rache von kleinen Kindern, die sich ungerecht behandelt fühlten.

Zur Ehrenrettung der Kinder muss man ihnen allerdings auch zugutehalten, dass sie viel durchgemacht haben, teilweise von schweren persönlichen Schicksalen betroffen waren. Da verschiebt sich manchmal sehr leicht die Wahrnehmung der Realitäten.

Außerdem ist es nicht völlig ausgeschlossen, dass sich diese Geschichte durchaus genau so oder so ähnlich abgespielt haben könnte. Ich behaupte nicht, dass Kinder totgeschlagen wurden, denn ich kann es noch immer nicht beweisen.

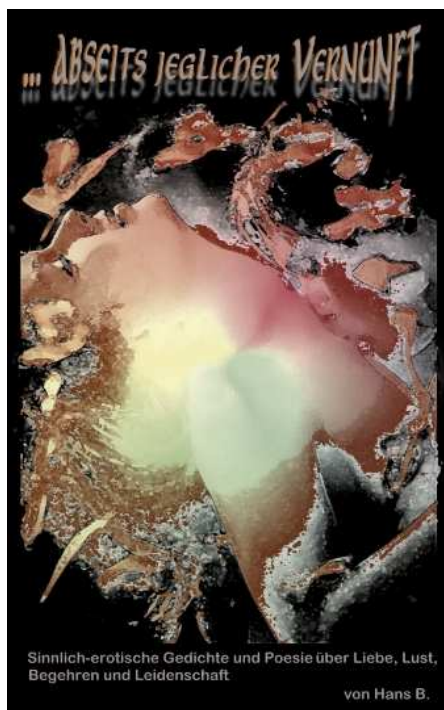
Aber was ebenso wahr und noch viel wichtiger ist, es gibt keinerlei Beweis dafür, dass die „Negerkinder“ sich das wirklich alles nur aus Rache ausgedacht haben.

Eine alte Volksweisheit sagt ja bekanntlich: Kindermund tut Wahrheit kund.

Vielleicht ist also an diesen Erinnerungen doch mehr dran, als viele noch heute wahrhaben wollen ...

Vom gleichen Verlag der Produzenten dieses Buches gibt es auch weitere e-books, zu gänzlich anderen Themen, aber nicht minder attraktiv und intensiv geschrieben, mal augenzwinkernd amüsan mit tiefsinnigem Kern, mal erschreckend authentisch direkt am Leben orientiert, aber auch mit aller sinnlichen Offenheit dem Abenteuer Liebe zugewandt.

Diese Titel (außer zahlreichen Anthologien, über die Sie etwas auf der HP www.brakhage.info/lyrik0 erfahren können, sind ebenfalls lieferbar:



Das e-book für die blaue Stunde oder als Nachtlektüre, sinnlich erotisch, aber nie vulgär oder plump. Das e-book wurde völlig neu grafisch gestaltet, noch aufwendiger und prächtiger.

131 Seiten für 9,50 Euro ganz formlos beim Autor zu bestellen
grauwolfzauberer@gmx.de

Hans B.

Wider - sprüche Um - brüche

... nichts ist wie es scheint, alles ist wie es ist



Ein Seelenspiegel Lesebuch

Ein weiteres neues e-book des alten Grauwolfzauberers, ein Schlüssel zu seiner Persönlichkeit und seiner Art und Weise des lyrisch literarischen Schreibens, unbequem und widersprüchlich, parteiisch und polarisierend, Streitbar und sanftmütig, engagiert und betroffen leise.

40 Seiten für 9,50 Euro ganz formlos beim Autor zu bestellen

grauwolfzauberer@gmx.de

Die Wahrheiten des Augenblicks



Die Magie der Sprache und des Wortes -
metaphorische Gedanken in Lyrik
von dem Düsseldorfer Autor Hans B.



Das unbestreitbar philosophischste Lyrikbuch des Autors Hans B., nicht leicht erschließbar, sensibel und durchdacht metaphorisch, surreal und reich an geheimen Botschaften, mit beeindruckenden Fotografien versetzt. Ein Lesebuch für die nachdenkliche Mußestunde.

105 Seiten für 9,50 Euro formlos direkt beim Autor zu bestellen

grauwolfzauberer@gmx.de

Belgarath



... eine fantastisch skurrile Erzählung über die Kindheit von Mimma und ihren seltsamen Freunden und über ihren Traum in einem Traum in einem Traum in einem Traum ...

übersetzt in Borbecker Platt von aLayna **AGroß**

Eine sehr seltsame Erzählung, eine Fantasygeschichte mit realem Bezug zum Leben, gleichzeitig eine Geschichte über das Erwachsenwerden, über das Zerschneiden einer Familie und ein kleines, leicht pummeliges Mädchen mit roten Haaren in Gesellschaft seltsam komischer Protagonisten, mit mehreren geheim parallelen Botschaften, poetisch, skurril, zeitkritisch und komisch zugleich, eine Geschichte in Borbecker Platt über einen Traum in einem Traum in einem Traum ...

90 Seiten für 9,50 Euro formlos direkt beim Autor zu bestellen

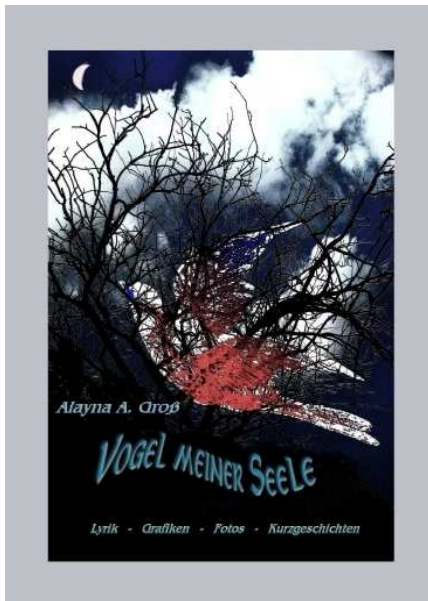
grauwolfzauberer@gmx.de



Ein manchmal erschreckendes Buch mit kalter, blutiger Erbarmungslosigkeit geschrieben, aber auch satirisch und komisch, unterhaltsam und zum Lachen, das dem Leser/-in im Halse stecken bleibt. 125 Seiten für 9,50 Euro formlos direkt beim Autor zu bestellen grauwolfzauberer@gmx.de



Das Lesebuch des alten Grauwolfzauberers, Kurzgeschichten und Erzählungen, zwischen sinnlich-erotisch und bittersüß gefühlvoll, ironisch satirisch und herzerfrischend komisch, immer rund um die Liebe. 173 Seiten für 9,50 Euro formlos direkt beim Autor zu bestellen grauwolfzauberer@gmx.de



Dieses e-book ist so eine Art Anthologie in eigener Sache von nur einer Autorin: Alayna A. Groß, ein Buch, das Interesse weckt, anregt und ein echtes Lesevergnügen ist, ein Lesebuch für die ruhigen, entspannten Stunden, wenn der Geist aufnahmefähig ist und sich eben diesem Buch zuwendet. Dieses Buch soll Mut machen, die Autorin und Künstlerin zieht darin einen Bogen von ihren Seelengedichten über ihre Kindergeschichten bis hin zu Kurzgeschichten, die schmunzeln lassen. Eine große Fantasy-Story ist ebenfalls dabei. 195 Seiten mit vielen schönen Grafiken und Foto-Grafiken, für 9,50 Euro direkt und formlos bei der Autorin zu bestellen alayna1@gmx.de